

KLAUS KLOSTERMAIER
CHRIST UND HINDU
IN VRINDABAN



KLOSTERMAIER · CHRIST UND HINDU

KLAUS KLOSTERMAIER
CHRIST UND HINDU
IN VRINDABAN

KÖLN & OLTEN
IM VERLAG JAKOB HEGNER



1988. 3324

(B.5456)

MCMLXVIII

© VERLAG JAKOB HEGNER IN KÖLN

GESAMTHERSTELLUNG BEI J. P. BACHEM IN KÖLN

WERKSTATT JAKOB HEGNER

PRINTED IN GERMANY

INHALT

IM HEILIGEN VRINDABAN

S. 9

PARIKRAMA

S. 26

GESPRÄCH ÜBER GOTT

S. 42

THEOLOGISCHE BETRACHTUNGEN
BEI 48°C IM SCHATTEN

S. 56

MEIN BRUDER YOGANANDAJI

S. 73

WENN EINER EINE REISE TUT...

S. 86

INDISCHE WEIHNACHT

S. 103

DER ALLTAG DES DIALOGS

S. 119

EXPERIMENT IM GLAUBEN

S. 133

FÜR WEN HALTEN DIE LEUTE
DEN MENSCHENSOHN?

S. 141

Zwei Jahre lebte ich in Vrindaban, einem der populärsten Wallfahrtsorte der Hindus in Nordindien, vierzig Meilen nördlich von Agra, an der Yamuna gelegen. Brajbhumi, die Gegend um Mathura, ist für die Krischna-Bhaktas der ›Leib Krischnas‹ — in einem unmittelbaren und greifbaren Sinne göttlich. Mathura gilt seit mehr als zwei Jahrtausenden als der Geburtsort Krischnas. Das romantische Vrindaban, etwa zehn Meilen flußaufwärts, ist der Ort der Krischna-Lila, der Liebesspiele Krischnas mit den Gopis, den Hirtenmädchen und Frauen. Radha ist seine bevorzugte Gopi — von den heutigen Bhaktas wird sie als die irdische Erscheinung der Gemahlin Gottes betrachtet. Vrindaban ist das Paradies Krischnas — nur in Vrindaban kann man den höchsten Grad der Prema-Bhakti erreichen, wie ihn die Gopis besaßen. Die immerwährende leibliche Gegenwart Krischnas ist genau aufgeteilt unter die einzelnen Orte der Brajbhumi. In Vrindaban verbringt Krischna mit Radha die Nacht. »Wer Augen hat zu sehen, der kann auch heute noch hier in Vrindaban Krischna und Radha im Liebesspiel schauen«, erklärte mir ein älterer enthusiastischer Herr, der mich auf der Straße am Markt anhielt, um mir eine Stegreifpredigt über Bhakti zu halten.

Jedes Jahr kommen im Durchschnitt etwa zwei Millionen Pilger hierher. In einer Stadt, die knapp 40 000 Einwohner zählt, eine hübsche Abwechslung. Vrindaban hat zahlreiche große Tempel und zahllose kleine. ›Vrindaban hat siebentausend Tempel‹, sagen die Leute hier. Ob ich nicht auch

die besondere Göttlichkeit des Ortes verspüre, die Gegenwart Krischnas, die sich hier an so vielen Orten für einen Bhakta geradezu handgreiflich manifestiert — so werde ich oft gefragt. Einer meiner Freunde nannte mich immer nur ›Krischna-Kumar‹ und er drängte stets, ich solle mich doch ganz Krischna ausliefern. ›Radhe Shyam‹ grüßen die Leute hier — so sollte auch ich es tun, um damit denen Ehre zu erweisen, deren Lob Tag und Nacht von Tausenden hier in Vrindaban gesungen wird. Vrindaban ist das Heiligtum der Liebe Krischnas.

Ein älterer Vaischnava-Mönch aus Bengalen hatte die Idee, hier am heiligen Ort Krischnas eine theologische Hochschule für die Vaischnavas zu errichten — orientiert an den großen theologischen Kollegien, die er auf seinen Missionsreisen in Europa und Amerika gesehen hatte. Er war überzeugt von seiner eigenen Religion, aber doch weitherzig genug, um in diese Vaischnava Vischvavidyalaya auch Lehrstühle der verschiedenen nicht-hinduistischen Religionen einzuplanen, die von den Autoritäten der betreffenden Religionsgemeinschaften besetzt werden sollten.

Nach vielen Zufällen und Versuchen ergab es sich, daß ich dort im Auftrag der indischen Bischofskonferenz den ›St. Peter's Chair for Christian Philosophy‹ übernahm, um neben meiner eigenen Forschung und dem Studium verschiedener Aspekte des Hinduismus eine Abteilung ›Christentum‹ in der Vaischnava-Hochschule aufzumachen. Freunde in der Heimat halfen, eine gute kleine Bibliothek mit der wesentlichen christlichen Literatur aufzubauen und einem indischen Laienchristen ein Stipendium zu geben, damit er dort

mit einer vergleichenden Arbeit promovieren könne. Die indische Bischofskonferenz gab ihren Segen dazu.

Im Laufe von zwei Jahren ereignet sich in Vrindaban viel, und es ist nicht der Sinn dieses Büchleins, chronologisch zu verzeichnen, wie die Tage und Wochen verliefen. Es soll Erlebnisse berichten, die mir irgendwie typisch erschienen — Gedanken, die mich längere Zeit beschäftigten — Eindrücke, die mir wert schienen, auch anderen mitgeteilt zu werden. Freunde drängten mich, etwas von dem, was ich für einen rein privaten Zweck niedergeschrieben hatte, auch zu veröffentlichen, da das ›Experiment im heiligen Vrindaban‹ in seiner Art doch nicht ganz alltäglich war und die Einsichten, die mir dort im engsten Kontakt und beim täglichen Umgang mit den Hindus aufgingen, vielleicht auch für den ›Dialog‹ etwas bedeuten könnten. Es sind persönliche Erfahrungen und persönliche Überlegungen, und ich will keineswegs verallgemeinern, was ich selbst erlebte und überdachte. Denen, die selbst keine Gelegenheit haben, in den ›Dialog‹ mit Angehörigen anderer Religionen zu treten, mag es einen kleinen Einblick geben in die Wirklichkeit des inneren und äußeren Zwiegesprächs mit dem Hinduismus — auch in den peinvollen, langsamen Prozeß des Umdenkens und ›Aufgebens‹, der in dem vor sich geht, der sich dem Dialog inmitten der Wirklichkeit der anderen Religion stellt.

Das Leben in Vrindaban ist typisch für eine orthodoxe Hindustadt, die noch zum größten Teil im und vom Hinduismus lebt. Zweimal am Tag fährt ein Schmalspurbähnchen fauchend die zehn Meilen von Mathura nach Vrindaban. Abfahrt-

und Ankunftszeiten gelten immer nur ungefähr — in Vrindaban hat es niemand eilig. Schon im Zug sieht man die rötlichgelben Kleider der Sadhus dominieren. Sobald die ersten Tempeltürme von Vrindaban in Sicht kommen, brechen Chöre frommer pilgernder Frauen in entzückte Lobgesänge auf Krischna aus. Im Autobus, der oft fährt, das gleiche Bild. In den Tongas, den flinken zweirädrigen Pferdewägelchen, die immer noch die meisten Leute befördern, dasselbe. Zu besonderen Wallfahrtszeiten ziehen Kamelbusse gen Vrindaban: große, käfigartige Wagen mit Gitterstäben, in denen etwa 25 Passagiere in zwei Etagen mit zwei Meilen Stundengeschwindigkeit reisen. Die Kamele, die die Wagen ziehen, tun so, als ob die Leute hinter ihnen sie überhaupt nichts angingen. Die Reicheren lassen sich von einer Radel-Rikscha rasch und meistens auch sicher nach Vrindaban bringen. Mit Hupen und Klingeln und »Are«-Rufen zwängen sich die Fahrradkutschen durch Kuhherden, Menschenknäuel und röhrenenge Straßen. Vorbei an großen und kleinen Tempeln, an neuen Häusern und Ruinen, an offenen kleinen Geschäften — die meisten verkaufen Devotionalien — und kleinen Handwerksbetrieben. Der Gesamteindruck ist nicht unfreundlich, und die Stadt ist reinlicher als viele andere Orte. Viele reiche Leute bauen sich hier einen villenartigen Alterssitz, umgeben von großen Parks mit schönen Bäumen. Es gibt keine Fabrik und keine größere Behörde hier, keine ansässigen Europäer, keine Mission. Die Leute sind Hindus mit Leib und Seele — im Denken und Fühlen und Reden. Sie geben sich noch so, wie sie sind. Die ganze Atmosphäre ist erfüllt vom Dröhnen der Trommeln, vom Klingen der

Schellen und von unaufhörlichen, einem Chorgesang ähnlichen Anrufungen der Namen von Krischna und Radha: in den Tempeln, in den Häusern, auf den Straßen, auf den Feldern. Alles singt und klingt zu Ehren des göttlichen Liebespaars. Es gibt einige tausend frommer Witwen in Vrindaban, die aus allen Teilen Indiens stammen. Sie singen in den Tempeln schichtweise jeden Tag sechs bis acht Stunden das Lob Krischnas und erhalten dafür ein einfaches Essen und ein schmales Taschengeld. Die Familienplanung ist noch auf ein kleines staatliches Zentrum beschränkt — die Straßen sind voll von fröhlichen und übermütigen Kindern jeden Alters. Wie ihre Mütter schleppen die fünfjährigen Mädchen schon ihr einjähriges Brüderchen auf der Hüfte zu den Plätzen, wo die Kinder sich treffen. Ihre Spiele sind die Kinderspiele der ganzen Welt — man zeichnet mit Kreide große Figuren und Rechtecke auf die Straße und hat auf einem Bein einen bestimmten Weg zu hüpfen, man springt über das schwingende Seil, man spielt mit Schussern und hält Zielübungen mit Hölzchen. Niemand findet, daß die Kinder stören, niemand ärgert sich, wenn die Kinder ein Stück Straße für sich beanspruchen — niemand nimmt es den Kindern übel, daß sie Kinder sind . . .

Das Interessanteste und Auffallendste in Vrindaban sind zweifellos die Sadhus. Die meisten dieser Mönche sind Vaisnavas — man erkennt sie an ihrem charakteristischen Tilak, dem farbigen Zeichen auf der Stirn. Viele von ihnen haben ständig einen Rosenkranz von 108 Tulsiperlen in der Hand, den sie durch die Finger gleiten lassen; dabei rufen sie ständig den Namen Gottes an. Aber

auch alle anderen Gruppen haben hier ihre Vertreter. Besonders während der Caturmas, der vier Monate dauernden Regenzeit, wenn es den Sadhus gestattet ist, ständig an *einem* Ort zu leben, gleicht Vrindaban einem Mönchslager. Täglich sieht man lange Schlangen von Sadhus vor den Kschetras anstehen, den Stellen, an denen reiche Leute kostenlos Essen an die heiligen Männer austeilen lassen. Die meisten tragen das safranfarbene Mönchsgewand. Die orthodoxen Vaisnavas tragen weiße Kleider, die sie malerisch um den Leib drapieren. Wieder andere tragen etwas Asche oder Lehmfarbe an Stelle der Kleider auf ihrer Haut. Manche graben sich einfach ein Loch in den weichen Sand und errichten einen Windschirm aus Schilf darüber, andere bewohnen einen einfachen Raum mit ein paar Einrichtungsgegenständen, einigen Musikinstrumenten, einem Dutzend Bücher. Viele wohnen in großen Gruppen in den weitläufigen Tempelanlagen und ›Einsiedeleien‹. Es gibt für jeden Geschmack etwas; nur aus der Rolle fallen darf man nicht. Manche Leute haben das Gelübde des Schweigens abgelegt und sprechen nur für zehn Minuten nach Sonnenuntergang das Nötigste — andere lassen es sich so gut gehen, wie die schlechten Zeiten und die guten Leute es erlauben. Manche kommen zerlumpt und vernachlässigt daher, andere erscheinen ordentlich und gepflegt. Manche haben ein langes Studium in mehreren Fächern hinter sich, andere sind Analphabeten. Manche wurden als Kinder einfach zu Sadhus gemacht und hatten für ihren Guru, ihren Lehrmeister, zu betteln — andere ziehen sich auf Grund einer echten inneren Berufung hierher zurück. Manche sind gütig und abgeklärt und sehen

in allen Menschen ihre Brüder und Schwestern, andere sind hart und fanatisch und bekämpfen alles, was nicht dem Buchstaben ihrer eigenen Sektendogmatik folgt. In jüngster Zeit haben sich Sadhus auch in Sevaschramas zusammengetan, als ›Sozialarbeiter‹. Es gibt in Vrindaban auch mehrere Goschalas — Altersheime für Kühe: Reiche orthodoxe Kaufleute stiften ein großes Stück Land, lassen gute Ställe bauen, stellen Leute an und kaufen gutes Futter, um der ›Mutter Kuh‹ die letzten Jahre ihres Lebens zu versüßen. Es ist schwer zu sagen, wie weit das Frömmigkeit ist und wie weit Politik, wieviel Geschäftssinn mitspricht und wieviel Aberglaube. Auch unter den Sadhus, den Mönchen, die an sich alle Bindungen zur Gesellschaft aufgeben sollten, gibt es mehr und mehr Politiker, die sich auch als Parteikandidaten aufstellen lassen und Wahlreisen unternehmen. Auch der Swami, in dessen Institut ich arbeitete, hatte für einen Parlamentssitz unter dem Banner der Ram Rajya Parishad — der von einem andern Swami gegründeten ›Reich-Gottes-Partei‹ — kandidiert.

Das Leben ist ziemlich einfach in Vrindaban — es gibt keine sehr reichen Leute, aber auch keine krasse Armut; alle haben, was sie zum Leben brauchen. Wie an allen Wallfahrtsorten gibt es viele Leprose, viele Bettler, die wissen, daß die frommen Pilger hier mehr Anlaß zum Almosengeben haben als anderswo.

Vrindaban wäre nur halb so interessant ohne seine Tierwelt. Wir leben hier alle vollvegetarisch: Das ganze Jahr über gibt es kein Fleisch zu essen, keinen Fisch, keine Eier, keine Zwiebel, keinen Knoblauch. Ein wesentlicher Teil des Vaischna-

vismus besteht in seinen Essensvorschriften: nur die ›reine‹ Nahrung der religiösen Vorschriften darf genommen werden. Die Tiere brauchen in Vrindaban die Menschen nicht zu fürchten. Braj ist von alters her berühmt für seinen Reichtum an Rindern. Man sieht oft Darstellungen des ›göttlichen Kuhhirten‹ Krischna, wie er auf seiner Silberflöte spielend einer unabsehbaren Herde von ausgesucht hübschen weißen Kühen vorantänzelt. Noch immer ist es ein malerisches Bild, wenn gegen Sonnenuntergang die Burschen und Mädchen inmitten der Scharen von Kühen, Büffeln, Ziegen und Schafen, die in einer Wolke von feinem Staub vor einem rotgoldenen Himmel zu schweben scheinen, von den Flußniederungen heimkehren in die Stadt. Die Buben spielen auf ihren Bambusflöten mit fünf Tönen alte, einfache, oft recht hübsche und einschmeichelnde Melodien, und die Mädchen markieren den Takt mit ihrem Fußschmuck, der bei jedem Schritt klingt.

Die heiligen Kühe und Stiere haben nur Krischna zum Herrn — sie sind frei von menschlichen Herren und scheinen sich ihrer Würde bewußt zu sein. Niemand kann sie zur Arbeit zwingen. An sich müßte der Gemüsehändler, bei dem eine heilige Kuh ihren Hunger zu stillen gedenkt, sich dadurch geehrt fühlen, doch normalerweise wird er versuchen, sowohl den Gefühlen wie dem Geschäft Genüge zu tun, und das fromme Tier mit etwas Abfall ablenken. Die Kinder machen sich oft einen Spaß daraus, einen der mächtigen schwarzen Bullen, die schon etwas altersschwach und lähm werden, zu ärgern und in Wut zu bringen. Mütterliche, einsame alte Frauen kaufen ein paar Extrablätter Gemüse, um eine heilige Kuh aus der

Hand fressen zu lassen. Es gibt Hunde in Vrindaban — zahllos und unbeschreiblich, in allen Formen und Farben, mit krummen Vorderbeinen und lahmen Hinterbeinen, mit Räude und Schorf, kleine und große, dicke und dünne — sie liegen überall herum, kläffen immer, belästigen jeden. Niemand stört sich daran. Bei Nacht kommen die Schakale in die Stadt. Ihr boshafte Gelächter vermischt sich mit dem zornigen Heulen der Hunde und den gekränkten Schreien der Pfauen zu einer vielstimmigen und einprägsamen Serenade.

Zum Schönsten gehören die vielen Pfauen, die in den Gärten und Feldern in Scharen umherstolzieren, Mauern und Bäume dekorieren; sie wirken selbst hier noch ein wenig exotisch. Die Vogelwelt ist so mannigfaltig wie wohl an wenigen anderen Orten. Große Raubvögel kreisen zu Hunderten stundenlang in mächtigen gegeneinanderlaufenden Spiralen im sonnenhellen Mittagshimmel. Wo immer ein Aas fällt, sind in wenigen Minuten Dutzende von streitbaren Geiern mit häßlich langen nackten roten Hälsen versammelt. Unzählige Wasservögel bevölkern die Auen der Yamuna; manche scheinen nur aus unendlich langen dünnen Beinen zu bestehen, andere nur aus breiten gelben Schnäbeln. Rosarote Flamingos stelzen durch das seichte Wasser, dunkelbraune Wildenten ziehen schnatternd in Formation im Tiefflug über die Felder. Tausende von giftgrünen Papageien mit leuchtend roten Schnäbeln spielen und kreischen in den Bäumen, zierliche, goldfarbene und metallisch schimmernde winzig kleine Vögelchen schwirren von Blüte zu Blüte. Buntscheckige Wiedehopfe klopfen an die Läden, frech-geschwätzig Maynas rennen geschäftig umher. Gurrende und lok-

kende und kämpfende Tauben nisten in allen Ecken — und über allen, gerissen und geduldig, die Weltbürger, die Krähen. Niemand tut den Tieren etwas zuleide, und so sind sie auch gar nicht scheu. Immer neue überraschende Formen und Farbkombinationen entdeckt man — phantastische Geschöpfe, wie aus der Werkstatt eines surrealistischen Künstlers.

Die Insekten verdienen eine besondere Würdigung. Während des trockenen Teils des Jahres sieht man nicht viele. Im Freien ist es zu heiß für sie, und in den Räumen sorgen die überall gegenwärtigen Geckos und Eidechsen dafür, daß sie nicht überhandnehmen. Doch in der Regenzeit sortieren diese Kammerjäger nur noch die besten Stücke aus. Der millionenstarke Rest geht hemmungslos zum Angriff auf die arme Menschheit über, die nicht mehr weiß, wie sie sich der unzähligen krabbelnden und springenden Feinde erwehren soll, der schwarzen und grauen und grünen und braunen Panzer, der langen und kurzen Dolche, der weißen und roten und schwarzen Flügel, der winzigkleinen und der zigarrenlangen, der biedereren wohlbekannteren und der bizarrsten neuentdeckten Kreaturen. Das zwickt und sticht, das schwirrt und brummt, das springt und schnarrt, das stinkt und duftet . . .

Frech wie die Gassenbuben sind die Affen — flink und gewandt, immer darauf aus, jemanden zu ärgern. Schuhe, Hüte, Tücher und Turbane gehören zum Lieblingsspielzeug dieser Bewohner Vrindabans. Auch sie stehen unter göttlichem Schutz, und ihr König, der Rama half, Sita aus Lanka zurückzuholen, hat hier mehr als einen Tempel.

Die Tierliebe geht sehr weit: Man sieht würdige ältere Herren Milch und Weizen für die Ratten des Hauses bereitstellen — die Ratten sind die ›Gefährten‹ des Gottes Ganescha, des Patrons der Geschäftsleute und der Gelehrten. Menschen und Tiere gehören zusammen hier in Vrindaban — man foppt sich und zankt sich und kommt doch miteinander aus.

Tag und Nacht wird in Vrindaban das Lob Krischnas und Radhas gesungen und gespielt. Überall hängen ihre Bilder, überall stehen ihre Figuren, überall ist ein Baum, ein Stein, ein Tempel, ein Platz, der mit einem besonderen Ereignis aus dem Leben Krischnas in Vrindaban verbunden ist. An vielen Abenden wird an verschiedenen Plätzen der Stadt die Ras-Lila von farbenprächtig ausgestaffierten Buben unter Singen und Tanzen vor einem immer wieder entzückten Publikum aufgeführt. In den Tempeln geraten immer wieder ernsthafte Männer in Ekstase und sehen in allen Frauen Radha und in allen Männern Krischna, werfen sich vor jedem auf den Boden, küssen die Füße eines jeden, der vorbeikommt. Eine ungeheure Woge von Gefühl und Emotion geht an den großen Festen über die ganze Stadt, und man ist nicht mehr sicher, ob nicht doch Krischna und Radha wieder herabgestiegen sind, um die Menschen mit ihrem Liebesspiel zu verzaubern.

Wallfahren ist eine Grundübung der Hindu-Religion. Jeder Ort hat seine besondere Attraktion — an dem einen kann man seine Sünden loswerden, an dem anderen ›Befreiung‹ erlangen. Aber nur in Vrindaban kann man die Gopi-Bhakti erlangen, die höchste Form der Liebe zu Krischna. Viele Leute kommen Jahr für Jahr von weither nach

Vrindaban — auch Minister und Direktoren von großen Werken fahren mit ihren Straßenkreuzern bei den großen Gurus vor, werfen sich vor ihnen in den Staub, küssen ihre Füße. Unheilbar Kranke kommen in der Hoffnung, hier Heilung zu finden, Ehepaare, die sich Kinder wünschen, Studenten, die fürchten, im Examen durchzufallen, Geschäftsleute, die sich der Gunst Lakschmis auch weiterhin versichern wollen, Menschen, die ein Schuldgefühl drückt, jeder hat ein Anliegen, das er in den Tempel trägt. Man zündet Lichter zu Ehren des Gottes an, brennt starkduftende Weihrauchstäbchen ab, berührt Steine und Figuren, küßt sie, berieselt sie mit Wasser und Blüten, behängt sie mit Girlanden.

Die großen Hindu-Feste werden in ganz Indien gefeiert — mit besonderem Pomp natürlich an den Wallfahrtsorten. Der Hindukalender ist immer noch ein Mondkalender — die Daten der Feste werden vom Mondstand bestimmt. Darin liegt ein großer Teil ihrer Faszination. Der indische Mond ist nicht die bleiche Straßenlaterne Nordeuropas, er ist eine Sonne der Nacht — groß und schön und kühl, der große Zauberer, der die armseligste Landschaft in einen Märchengarten verwandelt. Niemand kann dieser Verwandlung widerstehen — auch der nüchterne Europäer hat unter dem indischen Mond bald keine Schwierigkeit mehr, an Krishna und Radha zu glauben und an die Spiele der Gopis, besonders wenn er sie immer wieder von den Buben und Mädchen des Ortes aufgeführt sieht. Janmaschthami, das Geburtsfest Krishnas, ist das Hauptfest Vrindabans. Es wird unter ungeheurem Pomp und gewaltigem Menschenzulauf aus ganz Indien gefeiert. Radhasch-

thami, das Geburtsfest Radhas, wird von den Radha-Vallabhis ähnlich glänzend gefeiert — mit nächtlichen Prozessionen und Knaben, die auf Silberflöten spielen.

Schiwaratri hat in einer Stadt, die ganz Krishna geweiht ist und in der es als Sünde gilt, an einen anderen Gott zu denken, der größer als Krishna wäre, eine ganz besondere Note. Die ganze Nacht hindurch kommen die Dörfler auf ihren Pferde- und Ochsenwagen, singen laut und ungebärdig das Lob des Gottes, dessen Zeugungskraft unermesslich ist. Den ganzen Tag über strömen die Leute herein. Am frühen Morgen findet der feierlichste Gottesdienst statt — das Schiwalingam, ein phallisches Symbol, wird mit Gangeswasser gebadet, das eigens von Trägern vom hundert Meilen entfernten Soronj geholt wurde. Weit draußen muß man die Schuhe ausziehen — lange Schlangen von Frommen stehen an. Händler verkaufen billige, grellfarbene Tonfiguren, die die Dörfler als Spielzeug für ihre Kinder mitnehmen. Am Eingang des Tempels steht eine Figur mit einer Dämonenfratze — der Wächter Schiwas. Dann kommen die Figuren von Krishna und Radha, von Hanuman und Nandi, dem Stier Schiwas. Im eigentlichen Tempel steht kein Bild, nur auf einer großen schwarzen Darstellung des mütterlichen Schoßes ein mächtiges Lingam aus schwarzem Basalt. Von allen Seiten drängen die Leute heran — schütten Wasser und Milch auf das Lingam, streuen Blumen darauf, reiben es inbrünstig mit der rechten Hand. Dann wandern sie um das Lingam herum.

Warum die Krishna-Bhaktas Schiwa verehren? In der Nähe des Schiwa-Tempels ist ein Platz,

von einer hohen Mauer umgeben, in seiner Mitte ein mächtiger Baum. Hier kam Krischna mit den Gopis zusammen, um sich an Rundtänzen zu ergötzen. Niemand außer den Mädchen hatte Zutritt zu diesem Grundstück. Schiwa jedoch war neugierig — er verwandelte sich in ein junges Mädchen und schlüpfte durch die Pforte. Durch seine helle Hautfarbe fiel er sofort auf, und er mußte seinen Trick verraten. Doch Krischna war ihm gnädig und gab ihm die Versicherung, daß hinfort niemand zu Krischna kommen könne, der nicht zuvor Schiwa verehrt habe. — Diese Szenen sind auf der Innenseite der Wand in derb-naiven Bildern dargestellt.

Eine große Rathmela wird in Vrindaban wie in Puri und einigen anderen Orten gefeiert: Der Herr des Ranganji Mandir, das Bild Vischnus, wird zu Beginn der heißen Zeit in feierlicher Prozession unter Beteiligung von vielen Tausenden auf einem haushohen, reichgeschmückten Wagen in seine Sommerwohnung gebracht. Sonderzüge kommen von Delhi zu diesem Anlaß — Sonderautobusse von weither. Tage vorher kampieren die Dörfler an den Straßen, backen ihre Brote, kochen ihr Gemüse und warten auf den großen Tag.

Krischna-Jhula während der Regenzeit ist ein anderes interessantes Fest: Überall werden Schaukeln angebracht, und darin die Figuren von Radha und Krischna. In den alten Tempeln findet man massiv silberne, in einem eine massiv goldene Schaukel. In den Familien hat man kleine Schaukeln aus Holz, die besonders den Kindern viel Spaß machen. An einem bestimmten Tag im Jahr versammeln sich Tausende von Menschen im

Bankey Biharji Mandir, um auf den Augenblick um Mitternacht zu warten, da die Schaukel mit dem berühmten Radha-Krischna-Bild in Bewegung gesetzt wird. Ohrenbetäubendes Schrilla und Rufen bezeichnen den Augenblick, da der höchste amtierende Brahmane den Vorhang vor dem Bild wegzieht und die Schaukel in Bewegung setzt. Priester spritzen Wasser unter die Menge, in dem das Bild vorher gebadet wurde.

Parikrama, das Umwandern der ganzen Stadt, ist ein sehr beliebter Brauch in Vrindaban, und es gibt kaum einen der vielen Pilger, der es sich entgehen ließe. Besonders an Ekadaschi, dem Elften der Mondhälften, bringt Parikrama hohes Verdienst. Um die Früchte einer religiösen Handlung zu erlangen, werden auch die anstrengendsten Formen dieses Umgangs gepflegt. An manchen Tagen und Nächten bewegt sich ein ununterbrochener Strom von Pilgern im Gänsemarsch um Vrindaban herum.

Holi wird in Vrindaban eine volle Woche gefeiert. Die kleinen Buben dürfen zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang alles tun, was ihnen einfällt. Man bespritzt die großen und die kleinen Leute, die Kühe und die Hunde mit roter Farbe, mit grüner Farbe, mit Tinte, mit Kot aus der Gosse (die ja zugleich als öffentliches WC dient). Man ruft allen Leuten unanständige Dinge zu, schreibt Zettel mit Unanständigkeiten und hängt sie anderen an die Kleider. An den drei letzten Tagen ist ein besonders interessanter Lokalbrauch zu verzeichnen: In einer langen Straße versammeln sich viele Tausende von Menschen, bilden ein dichtes Spalier. Auf Dächern und Mauervorsprüngen, auf Balkonen und Veranden, in

Fenstern und auf Bäumen sitzen weitere Tausende in ihren Festtagskleidern — ein Bild voll Farbe und Leben, wie es nur der Orient malen kann. In der Mitte der Straße tauchen zehn, zwanzig, fünfzig, hundert kräftige jüngere Frauen in bunten Saris auf. Sie sind mit starken langen Stöcken ausgerüstet, von denen manche Eisenverstärkungen tragen. Damit gehen sie auf die an diesem Tage zur Wehrlosigkeit verurteilte Männerwelt los, zunächst nur in gleichsam schauspielerischer Art auf einige Verwandte, die zur Abwehr einen Stock vor sich halten dürfen. Dann wird das Ganze bald munterer und sehr realistisch; wo immer ein männliches Wesen sich zeigt, wird auf ihm so lange und so kräftig herumgeklopft, bis es die Flucht ergreift. Manche glauben, männliche Tapferkeit demonstrieren zu müssen, und halten es erstaunlich lange aus — aber doch nicht so lange wie die Damen. Die Amazonas scheinen Übung zu haben. Erst bei Einbruch der Dunkelheit hört die grausame Männerverfolgung von Vrindaban auf. Andere Länder, andere Sitten . . . Die Szene ist selbstverständlich auch wieder eine Erinnerung an Krischna: Als er Abend für Abend in den Auen Vrindabans seine Flöte erschallen ließ, als Einladung an die Frauen der Hirten, zum Rundtanz zu kommen, da wollten die Gopas, die Ehemänner der Gopis, und deren Brüder und Väter ihnen nicht erlauben, Krischna nachzulaufen. Doch Krischna muß man mehr gehorchen als Vätern und Brüdern und Ehemännern; die Gopis rissen sich mit List und Gewalt los, um Krischna und seiner Liebe zu folgen.

Das Leben ist natürlich auch in Vrindaban nicht immer ganz so harmlos. Die naive Frömmigkeit

und die natürliche Fröhlichkeit haben Risse und Bruchstellen. Enttäuschung und Bitterkeit des Lebens, Leid und Not, Verlassenheit und Krankheit, Tod und Alter sind auch hier harte Realitäten, die den Menschen zwingen, von der Oberfläche einer fröhlichen, traditionellen Volksreligion zu tieferen Schichten der Wirklichkeit zu kommen. Auch hier gibt es Angst und Unsicherheit, Zweifel an den religiösen Autoritäten und Verzweiflung an den Göttern. Es dauert eine gewisse Zeit, bis man über all der exotischen Farbigkeit und Andersartigkeit des Ausdrucks die eigentliche Problematik und oft auch Tragik findet. Es gibt viele aufrichtig fromme Menschen hier, aber auch viele, die nur ein irdisches Schlaraffenland wollen, die keinen fordernden Gott ertragen können, sondern nur einen Götzen brauchen, der freigebig Wohlbefinden und Reichtum spendet. Es gibt viele, für die Religion Geschäft oder Politik bedeutet, viele, die selbst nicht ins Reich Gottes eintreten wollen und auch andere davon abhalten. Es gibt viele, die von der Liebe zu Gott sprechen und keine Liebe zum Mitmenschen haben, viele, die sich schwere Entsagung auferlegen, und viele, die Frömmigkeit heucheln.

Die Nacht war märchenhaft schön. Der volle Mond stand am westlichen Himmel. Es war so hell, daß kaum Sterne zu erkennen waren. Die Grillen zirpten leise. Die Luft war erfüllt von leisem Singen, als ob die Gandharvas, die himmlischen Musikanten, sich übten. Die struppigen, dornigen Sträucher und Bäume sahen aus wie tanzende Nymphen. Ein süßer Duft wehte von irgendwoher. Laue Luft fächelte leise das trockene Gras. Es war vier Uhr morgens, und wir begannen unsere Wanderung, um den heiligen Umgang vollendet zu haben, bevor es heiß wurde.

»Hare Krischna!« rief Dr. Govindam aus. Er war unser Anführer, ein gläubiger Bhakta, der sich unmittelbar nach seiner Pensionierung vom höheren Staatsdienst hierher begeben hatte, um den Rest seines Lebens der Krischna-Bhakti zu widmen. Wir waren nur zu dritt, außer mir noch ein moderner junger Hindu namens Sanat, ein Doktorand mit journalistischer Erfahrung. Dr. Govindam hatte uns am Abend vorher die Grundregeln des Parikrama erklärt: Man geht den ganzen Weg barfuß, immer im Gänsemarsch; wenn man nicht den Namen Krischnas singt, soll man über ihn sprechen oder meditieren. Nur dann sei man des Punya sicher, des Verdienstes des Parikrama.

Wir waren nicht die ersten. In diesen schönen Mondnächten zogen viele Pilger von auswärts während der ganzen Nacht um die Stadt. Sie sangen ihre Bhajans, schlugen die Trommeln und die Zimbeln im Takt. Die hellen lauten Stimmen der kleinen Kinder und die rauhen dunkleren der Männer, die kräftigen Stimmen der Frauen aus

den Dörfern und die zurückhaltenden leisen Stimmen der vornehmen Damen — alle sangen das Lob Krischnas und Radhas, und alle gingen diesen Weg, um größere Liebe zu ihm zu bekommen, vielleicht sogar ihn leiblich zu sehen. Erzählen nicht die großen Bhaktas von Vrindaban auch heute noch, daß man manchmal Krischna schelmisch hinter einem Baum hervorlugen sehen, seinen Rasa-Tanz mit den Gopis in besonders begnadeten Zeiten schauen oder Radha auf den einsamen Wegen begegnen kann, die einen fragt, ob man nicht etwa ihren Geliebten Krischna gesehen habe.

Der weiche Sand quoll durch die Zehen. Wir sangen nicht und redeten nicht. Der Mond leuchtete hell und kühl. Eine leise Musik schwebte durch die Luft. Von einem nahen Tempel kam Trommel- und Zimbelklang. Der Morgenbhajan hatte begonnen. Die ganze Nacht hindurch hatten sie gesungen und gespielt — der frühe Morgen ist eine der besonderen Zeiten, zu denen man einem Götterbild Verehrung erweist und mit aller Hingabe und Kraft den Namen des Herrn ausruft. »Ramon Reti« nennt man den Landstrich, durch den wir gingen: »Angenehmer Sand« heißt das auf deutsch. Fast knietief wateten wir durch den feinen Sand. Obenauf war er kühl — in der Tiefe noch warm vom Vortag.

Dr. Govindam brach das Schweigen. Wir sollten versuchen, uns das Krischna-Kind vorzustellen — wie es im Sand spielte, Häuser aus Sand baute, sich darin herumwälzte, seine kleinen Freunde und Freundinnen mit Sand bewarf. Es fiel nicht schwer, sich das vorzustellen. Hatten wir nicht oft gesehen, wie andere Pilger, kleine und große, die-

se Spiele hier im Andenken an Krischna trieben? Im Hintergrund tauchten mächtige Bäume auf — Banyans, mit armdicken herabhängenden Luftwurzeln. Einige dieser Wurzeln hatten die starke Ziegelmauer der Garteneinfassung durchwachsen. Ein paar Pfauen stießen schlaftrunkene Schreie aus und flatterten höher hinauf ins Geäst. Ein Schiwa-Tempelchen stand rechts am Wege: ein Lingam in einem kleinen Schrein, davor ein bläulich flackerndes Öllämpchen. Vor dem Lingam saß ein fast nackter Schiwa-Mönch mit untergeschlagenen Beinen und aufgestecktem langem Haar. Unbeweglich starrte er auf das flackernd erleuchtete Schiwalingam. Er mochte die ganze Nacht so dagesessen sein — vermutlich schon viele Nächte. Vielleicht seit Jahren. Er wollte Schiwa sehen. Er bewegte keine Wimper, als Dr. Govindam ihn tiefgeneigt mit gefalteten Händen begrüßte. Wir wanderten weiter durch den angenehmen Sand. Wie schön und zauberhaft war das alles!

Dr. Govindam hielt es für seine Bhakta-Pflicht, uns mehr über das Leben und Wirken Krischnas zu erzählen, von seiner wunderbaren Geburt und der noch wunderbareren Errettung vor dem Tyrannen Kamsa, von den wunderbaren Taten, die er schon als Säugling vollbrachte: Dr. Govindam schien einen großen Teil des Bhagavata Puranas auswendig zu kennen — er rezitierte ganze Kapitel des kunstvollen Sanskrits aus dem Gedächtnis. Kamsa, der Tyrann von Mathura, der Krischna nicht gleich nach der Geburt töten konnte, entsandte Putana, die Teufelin, die in Dörfern und Städten umging und kleine Kinder tötete. Sie nahm die Gestalt einer schönen jungen Frau an und nahte sich Krischnas Bettchen. Sie nahm ihn

in ihre Arme, um ihn mit ihrer giftigen Milch zu säugen. Doch Krischna, der Erlöser der Welt, saugte nicht nur das Gift, sondern auch das Leben aus ihr heraus, und Putana, die Kindermörderin, fiel tot um. Krischna hatte seine erste Erlösungstat vollbracht. Doch durch die Berührung seines Mundes hatte er nicht nur die Welt von Putana erlöst, sondern auch Putana von ihrem eigenen bösen Wesen. Wer immer mit Krischna in Berührung kommt — ob er ihn liebt oder haßt, ob er Leben von ihm erhält oder Tod —, er ist erlöst.

Wir hatten den »angenehmen Sand« verlassen, der Boden war nun fest. Zu beiden Seiten standen Bäume. Hier mochte es gewesen sein, berichtete Dr. Govindam weiter, daß Krischna die beiden Dämonen, die die Gestalt von Eseln angenommen hatten, erschlug. Er ergriff sie einfach bei den Hinterfüßen und wirbelte sie in der Luft herum, bevor er sie an einem Baumstamm zerschmetterte. »Hare Krischna!«

»Krischna Natkhat« nennt man den jungen Krischna: »Krischna der Nichtsnutz«. Köstliche Streiche hat er vollbracht — göttliche Streiche. Er und sein Bruder Balarama hängten sich an die Schwänze von Kälbern, sie stahlen Milch und Butter aus den Vorratskammern der Dorfbewohner, trieben Unfug in den Häusern. Eines Tages erzählten die Gopas der Pflegemutter Krischnas, daß ihr Sohn Erde esse. Krischna, zur Rede gestellt, leugnete. Yaschoda sah im Munde des kleinen Krischna das ganze Universum, die Erde mit allen Bergen und Flüssen und Seen, den Mond, die Sterne und die Sonne, und sie wurde von Schrecken erfaßt.

Die Straße, auf der wir nun dahingingen, war auf beiden Seiten von Mauern eingefaßt. Vor sechzig

Jahren noch war dies das eigentliche Flußbett des Yamuna, der bis dahin die Stadt Vrindaban an drei Seiten eingefast hatte. Dann hatte der Fluß seinen Lauf so stark verändert, daß er nun die Stadt nur noch an einer Seite berührte. In der Regenzeit, wenn der Fluß meilenweit das Land bedeckte, kam er wieder zurück in das alte Bett. Dann sah man erst, wie schön es war: All die stehengebliebenen Treppen und kleinen Tempelchen, die ans Wasser gebaut worden waren, kamen wieder zum Leben, erhielten wieder ihren Sinn.

Eines dieser Tempelchen beherbergte die Figur einer vielköpfigen Schlange. Es stand unter einem mächtigen Kadamba-Baum, von einer hohen Plattform umgeben, auf der zwei in den Stein gehauene Fußspuren zu sehen waren. »Die Fußspuren Krischnas«, sagte Dr. Govindam und bückte sich, um sie zu küssen.

»Im Bett der Kalindi — das ist der alte Name der Yamuna — befand sich eine tiefe Stelle, bewohnt von der tausendköpfigen Schlange Kaliya. Das Wasser dort kochte ständig auf vom Feuer des Giftes der Schlange, und Vögel, die darüber hinweg flogen, fielen tot herab. Wenn der Wind ging und die giftige Brise landwärts blies, starben Menschen und Tiere und Pflanzen, die davon berührt wurden. Schri Krischna, dessen Lebenssinn die Vernichtung des Bösen war, stieg auf den großen Kadamba-Baum, der über dem Loch der Schlange wuchs. Von dort sprang er auf die Schlange hinab — er tanzte einen wilden Tanz auf den tausend Häuptern, zertrampelte und zerquetschte sie. Alles Gift und alles Feuer der Schlange war umsonst — sie mußte schließlich um Gnade bitten. Krischna gewährte sie ihr, wie jedem, der ihn darum

bittet. Er nahm dem Kaliya Nag nicht das Leben, sondern verbannte ihn flußabwärts, an eine Stelle, wo er dem geliebten Braja nicht mehr schaden konnte.«

Der Mond schien immer noch hell, aber der Himmel begann sich im Osten vom bläulichen Weiß in ein rötliches Blau zu verfärben. Die Vögel in den Bäumen fingen zu singen an, einige wenige erst, zaghaft, versuchsweise — doch dann schwollen die Stimmen an, bis alles vom Zirpen und Zwitschern und Knarren der vielen Stimmen erfüllt war.

Dr. Govindam drängte zur Eile. Wir sollten zum Sonnenaufgang am Fluß sein. Wir kamen am Madhu Mohan Mandir vorbei, der hoch oben auf einem steilen Hügel thronte. Die Konturen standen schwarz gegen einen dämmerigen Himmel. Schon oft war ich die hundert Stufen zum Tempel hinaufgestiegen; er galt als der älteste der großen Tempel hier und war Krischna gewidmet, der sogar den Gott der Liebe, der alle überwindet, in seinen Bann schlug. Ein freundlicher alter Bengali tat Dienst dort oben; er hatte mir alles gezeigt, was es dort zu sehen gab, auch das Bild von Krischna und Radha aus reinem Silber, das nur einmal im Jahr ausgestellt wurde.

Wir waren Pilger, und Pilger sollen sich nicht unnötig aufhalten. In den Tropen gibt es keine lange Dämmerung. Sehr rasch wurde die Nacht zum Tag. Wir standen am Flußufer, als die rote Sonnenscheibe sich über den endlos ausgedehnten Horizont schob. Dr. Govindam begann mit seiner Samdhya, dem Morgengebet, das jeder Brahmane seit Tausenden von Jahren spricht: »Om. Möge der Glanz der aufgehenden Sonne meine Gedanken erleuchten. Om!« Er nahm Wasser aus dem

Fluß in seine hohle rechte Hand, schlürfte einige Tropfen, übte ein paarmal Pranayama — er hielt das linke Nasenloch zu und blies mit dem rechten auf das Wasser in der hohlen Hand —, wiederholte die Übung mit dem anderen Nasenloch: Damit wurde der ›Mann der Sünden‹ ausgetrieben — der Mensch wurde rein. Ein paar Tropfen Wasser spritzte er über sich selbst, ein paar spritzte er gegen die Sonne, dann sprach er, zur Sonne gewandt, vedische Mantras.

Nicht weil ich Dr. Govindam nachahmen wollte, sondern weil mir etwas aufging, faltete ich auch meine Hände und verneigte mich gen Osten, zur aufgegangenen, strahlenden Sonne hin. ›Christus Sol‹ — wie wenig denken wir uns doch, wenn wir die Worte der Liturgie sprechen, wir, die wir in unseren festgemauerten christlichen Instituten kaum noch wissen, daß es eine Sonne und einen Mond und Sterne gibt, weil wir mit selbstgemachten Vorschriften und Übungen so sehr beschäftigt sind, mit Büchern und mit Worten. Vielleicht entgeht uns doch die Wirklichkeit.

Wir passierten das Késchi-Ghat, das nun die prominenteste Stelle einnimmt. Seinen Namen hat es von einer anderen wunderbaren Begebenheit: Krischna tötete hier einen Dämon. Es umfaßt lange Treppen zum Fluß hin - hohe Gebäude und überdachte Räume, in denen die Pilger ausruhen können oder ihre pflichtmäßigen Übungen vollziehen. Fast immer kann man hier Bader am Werk sehen, die den rituellen Haarschnitt an kleinen Buben vornehmen, denen von Brahmanen die heilige Schnur verliehen wird. Immer sind Pilger von auswärts hier.

Mit der Sonne erwachte das volle Leben in der

Stadt, die dort mehr als eine Meile lang unmittelbar den Fluß berührt. Es war sechs Uhr. Die städtische Wasserleitung öffnete für eine Stunde ihre Ventile. Zweimal am Tag gab es für eine Stunde Wasser — alles wartete auf diese Zeiten. Lange Reihen von Männern, Frauen und Mädchen hatten sich vor den Zapfstellen auf der Straße angesammelt. Es dauerte gar nicht lange, bis der erste Streit ausbrach. Die weiter hinten Stehenden hatten den Eindruck, daß die vorne Wartenden sich nicht beeilten. Vorne stritten drei oder vier darum, wer zuerst an der Reihe sei. Solange das Wasser lief, blieb der Streit im Gange; jeder bekam schließlich genug, bis auf die letzten. Wasser ist knapp in Vrindaban.

Nicht weit vom Ufer des Flusses stand ein Pipalbaum auf einer leicht erhöhten Plattform. Lange farbige Tücher flatterten von den Zweigen; es waren Saris, und es sah nicht so aus, als ob sie hier nur zum Trocknen aufgehängt worden seien. Dr. Govindam schmunzelte, Mr. Sanat grinste unverschämt. Junge Mädchen, die sich dringend einen Mann wünschen, hängen hier ihren Sari auf in der Hoffnung, daß Krischna ihnen einen guten Gemahl schickt. Warum gerade hier?

»Als Krischna in Vrindaban zu einem jungen Mann herangewachsen war, kamen eines Tages die jungen Mädchen von Braj auf die Idee, der Göttin Kátyayani ein Gelübde zu machen: Sie fasteten, nahmen ein rituelles Bad in der Yamuna, formten am Ufer aus Sand ein Bild der Göttin, opferten Weihrauch, Blumen und Reiskörner und sprachen: ›O Göttin, mach doch Krischna zu meinem Gemahl!‹ So taten sie Tag für Tag, lange Zeit. Krischna wußte davon. Eines Tages, als sie

wieder zum Fluß gegangen waren, ihre Kleider am Ufer niedergelegt hatten, im Wasser spielten und dabei laut das Lob Krischnas sangen, kam er des Weges, nahm ihre Kleider weg und stieg auf einen Baum in der Nähe. Er rief ihnen zu, sie sollten einzeln ihre Kleider abholen.

Die Mädchen schämten sich ihrer Nacktheit und wollten nicht aus dem Wasser kommen. Doch Krischna ließ nicht locker: ›Wenn ihr meine Dienerinnen seid und meinen Willen tun wollt, dann kommt her und nehmt eure Kleider mit einem freundlichen Lächeln.‹ Mit den Händen versuchten sie, ihre Scham zu bedecken. Aber Krischna bestand darauf, daß sie die Hände über dem Kopf zusammenfalteten und sich tief vor ihm verneigten. Krischna gab ihnen die Kleider. Und obwohl sie so hereingelegt worden waren, tadelten sie Krischna nicht, sondern hefteten ihre Blicke in Liebe auf ihn.«

Mr. Sanat lachte — doch Dr. Govindam erklärte, daß man den Sinn recht verstehen müsse: Um zu Gott zu kommen, muß der Mensch alle Hüllen ablegen — er muß ganz bloß und frei vor ihm stehen.

Wir bogen vom Fluß ab und kamen wieder auf offenes Land — einen steinigen Pfad zwischen Feldern, eingesäumt von niedrigen Lehmwänden und stacheligen Sträuchern. Es begann heiß zu werden. Staub stieg bei jedem Tritt auf. Nach kurzer Zeit stießen wir auf einen jungen Mann, der flach auf dem Boden lag und gymnastische Übungen zu machen schien. Er stand auf, griff mit der linken Hand zurück, so weit er konnte, nahm einen Stein von einem kleinen Häufchen, das dort lag, legte sich flach auf den Boden, reichte mit der rechten

Hand so weit wie möglich nach vorne und legte den Stein dort auf einen etwa gleich großen Steinhäufen. Nachdem wir ein paar Minuten zugesehen hatten, fragte ich, was das für einen Sinn habe. Dr. Govindam erklärte mir, daß der junge Mann nicht sprechen dürfe, solange er mit dieser besonders verdienstvollen Form des Parikrama beschäftigt sei. Man müsse an einem Punkt des Parikrama-Weges 108 Kiesel sammeln und dann so, wie der junge Mann es zeige, Stein für Stein um jeweils eine Körperlänge weiterbewegen. Nachdem alle 108 Kiesel etwa zwei Schritte weitergewandert sind, beginnt man dort von neuem. Wie lange es dauert, bis man dieses Parikrama vollendet hat? Wochen — vielleicht Monate. Wir kamen noch mehrere Male an anderen Frommen vorbei, die diese Buße gewählt hatten. Eine alte Witwe war auch darunter. Dr. Govindam erklärte uns, daß sie es wahrscheinlich tue, um Verdienste zu erwerben, die ihrem Mann im Jenseits zugute kommen werden.

Wahrlich, solchen Glauben habe ich selten gefunden! Selbsterlösung? Buße? Gnade? Wer kann es sagen! Was wissen wir schon vom Wirken der menschlichen und göttlichen Liebe? Geht man auf Parikrama aus Liebe? Ist es echte Liebe, was die alte Frau dazu drängt, diese anstrengende Pilgerfahrt auf sich zu nehmen? Wochen später sah ich sie noch mit ihrem Parikrama beschäftigt — ein paar Kilometer entfernt von der Stelle, wo wir sie zuerst gesehen hatten. Sie schien so schwach zu sein, daß sie jeweils nach zwanzig Metern erschöpft neben ihrem Steinhäufchen liegenblieb.

Der Sevakunj liegt zwar nicht auf dem Parikramaweg, aber da wir beide ihn noch nicht gesehen

hatten, nahm uns Dr. Govindam auf diesem kleinen Abstecher mit. Es war ein Park, den man der Überlieferung nach so gelassen hatte, wie er zur Zeit Krischnas war: ein wilder, mäßig hoher Dschungel, mit dicht ineinander verwachsenen und verfilzten Bäumen und Büschen, von Lianen umwachsen; nur auf einem mit Steinplatten belegten Pfad, der freigehalten wurde, konnte man den Dschungel passieren. Auch hier hingen oft Äste und Lianen über den Weg, und man mußte gebückt durchkriechen. Und alles war voller Affen. Kleine und große, Männchen und Weibchen — manche streckten einem das unanständig rote nackte Hinterteil entgegen, wenn man näherkam, andere fauchten und machten Anstalten, einen anzuspriegen.

Inmitten der Wildnis stand ein kleines, solide gebautes Haus mit geschwungenem Giebel. Ein Wärter hockte in der Nähe. Er sperrte die verschlossene Tür auf. In dem einzigen Raum, den das Häuschen enthielt, stand ein breites Bett mit rosaroten Kissen. An den Wänden waren die üblichen Bilder von Radha und Krischna.

Dr. Govindams Augen begannen zu leuchten. Dieser Raum in Sevakunj, in dem Krischna und Radha sich Nacht für Nacht zum Liebesspiel treffen, ist das sanctum sanctorum der heiligen Stadt Vrindaban.

Später sollte ich einen jungen Mann treffen, der sich von seinem Dorf in Bengalen aufmachte, ohne einen Pfennig in der Tasche, um nach Vrindaban zu gehen und hier Krischnas und Radhas Liebesspiel zu sehen. Er hatte keine Ahnung, wo Vrindaban lag, aber nach Wochen mühsamer Fußwanderung quer durch den größten Teil Nord-

indiens — es mochten tausend Meilen gewesen sein oder mehr — kam er hierher. Er versteckte sich im dichten Gebüsch von Sevakunj. Kein Besucher darf sonst die Nacht hier verbringen. Drei Nächte und Tage harrete er hier aus, ohne Nahrung. Er war ein junger unverdorben Bauerbursche. Er sah Krischna und Radha nicht, und er gab das auch zu. Was hatte er falsch gemacht? Warum war Krischna nicht zufrieden mit ihm? Krischna hatte doch selbst gesagt, daß er seinen Bhaktas alles geben würde, wonach sie verlangten. Er ging zu einem älteren Swami, um sich Trost zu holen. Der nahm ihn in seine Lehre; in jahrelangem, vielleicht jahrzehntelangem Dienst bei einem Guru müsse er sich auf die große Gnade der unmittelbaren Wahrnehmung Gottes vorbereiten.

Auf einer anderen Lichtung im Sevakunj fanden wir einen mit Mosaiksteinchen ausgelegten runden Platz, darauf an einer Seite einen Thron, von einem seltsam bizarr geformten Baum überschattet. Der Platz wurde bei manchen Festen für den Rundtanz benützt. An der anderen Seite standen größere und kleinere Samadhis — Gedächtnisstätten für große Heilige, die in Vrindaban gelebt hatten, Dichter und Sänger der Liebe Krischnas, Asketen, die sich kasteit hatten für Krischna, bedeutende Prediger der Erlösung durch Krischna-Bhakti. Vor dem größten Schrein saß ein Flötenspieler, an eine bunte Säule angelehnt. Wir konnten uns schon — er hatte mir einmal alle seine selbstgemachten Bambusflöten gezeigt. Er war in seiner Art ein begnadeter Künstler. In ihm war die Zauberflöte Krischnas wieder nach Vrindaban gekommen.

Wir pilgerten weiter. Es war heiß geworden. Wir

hatten wieder eine Strecke freien Landes vor uns, nur spärlich von Bäumen und Büschen bestanden. Ob die Hitze oder die Bäume den Anlaß boten — Dr. Govindam begann zu erzählen, wie Krischna seinerzeit mehrere Male die Hirten aus einem Waldbrand errettet hatte, der sie von allen Seiten einzukreisen und zu ersticken drohte.

Krischna verschluckte das Feuer, und so wurden Menschen und Tiere gerettet. Das Bild vom Waldbrand ist den Hindus geläufig als Darstellung der Situation des Menschen in dieser Welt: Samsara ist wie ein Wald in Flammen — der arme Mensch sieht das verzehrende Feuer von allen Seiten immer näher auf sich zukommen und kann nicht entkommen. Das wunderbare Eingreifen Krischnas rettet ihn; nur wenn Gott selbst das Feuer verzehrt, wird der Mensch davor bewahrt, vom Feuer verschlungen zu werden.

Der größte Tempel Vrindabans kam in Sicht: Ranganji Mandir, ein Tempel der Madrassis, ganz im südindischen Stil gebaut, mit mehreren konzentrischen Umfassungsmauern, mit großen turmartigen Pfortenbauten, wie Schrirangam in Tiruchirapalli — nur viel, viel kleiner. Auf beiden Seiten der Zugangsstraße Aussätze — manche ohne Finger, manche ohne Zehen, andere ohne Nasen, ohne Ohren — einer ganz ohne Gesicht: In der Mitte des Kopfes gähnte ein großes Loch, in dem der Stumpf einer Zunge sich bewegte: keine Nase, keine Augen . . . Almosengeben ist auch ein verdienstvolles Werk. Reiche Leute geben jedem Bettler ein ganzes Brot oder ein Stück Tuch, ärmere geben jedem einen Pfennig oder ein paar Körner Mais. Die erste Mauer durften alle passieren — die großen Tore waren weit offen. Im ersten In-

nenhof stand ein hübsches Mandapam — die übliche Halle mit den vielen Säulen. Daneben ein großer rechteckiger Teich, zu dem an allen Seiten breite Stufen hinabführten. Auf dem Teich waren zwei lange flache Boote verankert. An bestimmten Festen wurden sie geschmückt und beleuchtet und das Bild des Gottes darauf umhergefahren.

Vor dem zweiten Tor in der zweiten Mauer standen Wachen neben einem großen Schild, dessen Hindi-Inschrift besagte, daß nur Hindus Zugang hatten. Etwas zweifelnd schauten sie auf mich: Zu den ganz ›Weißen‹ gehöre ich ja nun nicht, und zudem war es offensichtlich, daß ich in der Begleitung von zwei unbezweifelbar echten Hindus den Parikrama machte. Also passierte ich die kleine Öffnung im Tor. Innen lange Säulenhallen. Im ersten Drittel des Innenhofes der Garuda-stambha: eine hohe, vergoldete Metallsäule mit drei ausladenden Armen, der Landeplatz des Vogels Garuda, des Trägers Vischnus. Am rechten vorderen Ende des Innenhofes ein kleiner Schrein mit dem Hauptheiligtum, dem Bilde Vischnus. Seinetwegen war der ganze Tempel erbaut worden . . .

Wir verließen den Tempel beim anderen Tor und durchschritten den äußeren Hof mit den aneinandergereihten Wohnungen der vielen Brahmanenfamilien, die den Tempeldienst verrichteten.

Wir hatten das letzte Stück unseres Parikrama vor uns. Es war inzwischen sehr heiß geworden.

Als wir den nächsten Tempel am Wege passierten, baten wir um einen Schluck Wasser. Es war ein Hanuman-Tempel. Ein großes Bild des Affengottes, des Symbols des unerschütterlichen Gottesfreundes, stand im Zentrum, über und über mit roter Farbe begossen. Davor saßen einige Bhak-

tas und verrichteten ihre Morgenandacht. Ein älterer Swami reichte uns Wasser und ›Opferspeise‹. Wir kamen ein wenig ins Gespräch, und Dr. Govindam erklärte, wer ich sei und wozu ich gekommen war. »Dhanya! Dhanya!« rief der alte Swami aus: ›Selig! Selig!‹ Ein Leben in Brahmacharya, Gott geweiht, mit keinen anderen Sorgen und Verpflichtungen, als Gott zu dienen, das sei ein wahrhaft seliges Leben. Ich müsse im vergangenen Leben ein sehr gutes Karma verdient haben, daß es mir nun in diesem, meinem letzten Leben, geschenkt sei, aus dem fernen Europa ins heilige Vrindaban zu ziehen. Wer immer den Leib Krischnas, der Vrindaban ist, mit bloßen Füßen berührt, ist gerettet. Dhanya! Dhanya! Ich solle öfter zu ihm kommen.

Wir kreuzten die kleine Schmalspurbahnlinie und sahen schon unser Haus, von dem wir ausgezogen waren.

Am Wege stand eine Reihe kleiner Lehm- und Schilfhütten, in denen Sadhus verschiedener Denominationen lebten. Einer von ihnen, ein Ramanandi, den ich schon kannte, rief und winkte mir zu, ich solle eintreten. Er war eben mit seiner religiösen Morgentoilette beschäftigt. In der hohlen linken Hand mischte er weiße Farbe an, malte mit der Rechten parallele weiße Linien auf die Stirn und weiße Kreise auf Brust, Arme und Schenkel — an sechzehn bestimmten Stellen des Körpers. Dann dasselbe in Rot. Weiß steht für Rama, Rot für Sita. Er erklärte mir genau die Wichtigkeit dieses Zeremoniells: Ohne diese Zeichen am Körper sind alle religiösen Übungen, Gebete und Zeremonien fruchtlos. Dann breitete er seine Ideen vor mir aus. Er wollte hier drei Tempel bauen, je

einen für Vischnu, für Schiwa und für Brahma. Nun benötige er dreihunderttausend Rupien für die Tempel, und ich solle ihm die aus dem reichen Europa verschaffen, oder doch wenigstens zehntausend Rupien, damit er sein Grundstück mit einer Mauer umgeben könne. Er hatte einige Tulsbäume gepflanzt, die dem Vischnu heilig sind. Die Ziegen hatten sie kahlgefressen. Solch ein Frevel könne mit lumpigen zehn Tausendern leicht verhindert werden. Ich sei doch auch ein Sadhu, und Sadhus sollten einander helfen.

Zum Abschied bot mir mein Freund einige graugrüne Kügelchen an, eine Mischung aus verschiedenen Rausch- und Giftstoffen. Sie seien gut zum Meditieren, sagte er. Der Nachbar, Mitglied einer anderen Sekte, wartete schon an der Tür seiner Hütte. »Gebt ihm nichts, er bettelt alle Leute an — er braucht nichts, nichts geben!« beschwor er uns.

Und dann waren wir schließlich wieder ›zu Hause‹ — an dem Punkt, von dem wir fünf Stunden zuvor ausgezogen waren. Wir hatten den heiligen Kreis geschlossen — das Verdienst, alle Tempel Vrindabans aufgesucht zu haben, war unser. Ehe wir in das Haus eintraten, forderte Dr. Govindam Mr. Sanat und mich auf, mit ihm gemeinsam ein lautes ›Jai Radhe‹ auszustoßen — unsere Huldigung an Krischnas Lieblingsgopi, unser Bekenntnis zur Liebe Krischnas.

Dr. Govindam und Mr. Sanat riefen laut ›Jai Radhe‹. Sie schauten fragend auf mich.

Wir hatten ausgemacht, uns jeden Morgen für eine Stunde zu einem Gespräch über ein religiöses Thema zu treffen. Wir, das waren ein älterer Vaischnava-Swami, ein pensionierter angesehener Philosophieprofessor aus Kalkutta, ein frommer, gebildeter Sikh-Professor, ein höherer ehemaliger Regierungsbeamter, der ein sehr eifriger Bhakta war, und ein junger fortschrittlicher Hindu der modernen Richtung, wie sie die R.S.S. darstellt. Und natürlich ich.

Es dauerte einige Wochen, bis wir die nötigsten Äußerlichkeiten voneinander wußten, um ohne allzu ernstliche Zwischenfälle ein Gespräch über wesentliche Dinge beginnen zu können. Es war, wie wenn jeder von uns einige neue Sprachen lernen mußte: Viele der Wörter, die wir gebrauchten und die jeder als »selbstverständlich« ansah, hatten für die meisten Gesprächspartner eine ganz andere Bedeutung — oder viele andere Nebenbedeutungen. So bestand ein großer Teil unseres »Dialogs« darin, einfach zu erzählen, wie ein bestimmter Begriff in unserer jeweiligen Tradition gebraucht wird. Jeder mußte viel dazulernen. Besonders ich. Wir hatten für unsere Gespräche nicht eigentlich Themen gestellt; es fand sich, daß ein Problem das andere ergab, so daß wir uns langsam vorantasteten, von Neuentdeckung zu Neuentdeckung. Meist begann jemand, irgendeine Begebenheit zu erzählen — ein Erlebnis mit einem Menschen einer anderen Religionsgemeinschaft, das ihm Probleme aufgab.

Diesmal begann der Vaischnava-Swami zu erzählen: Er war viele Jahre mit der Gaudia-Vaisch-

nava-Mission von Bengal verbunden gewesen und hatte als Missionar der Krischna-Bhakti auch Europa und Amerika bereist. Längere Zeit hielt er sich in Berlin auf. Es war zu Beginn des Tausendjährigen Reiches, und er hatte viele der braunen Herren selbst kennengelernt. Er wohnte bei einer jüdischen Familie, die ihn eines Abends mit ins Theater nahm, zu einer Aufführung von Goethes Faust. Der Prolog im Himmel fand auf der Bühne statt: unter einem blauen Sternenhimmel ein Thron, darauf eine würdige Gestalt in langem weißem Gewand, mit wallendem weißem Bart, mit langsamen, würdigen Bewegungen. Gottes Stimme erscholl gedämpft über einen Lautsprecher von den Kulissen her.

Swamiji fand, das sei die typische christliche Gottesvorstellung. Sie sei zwar viel primitiver und weniger ästhetisch als die der Vaischnavas, aber sie stimme doch in wesentlichen Punkten damit überein: Gott hat einen Leib, Gott hat bestimmte Eigenschaften, Gott spricht zu den Menschen, Gott ist Liebe. Somit könne man sagen, daß Vaischnavismus und Christentum auf der einen Seite der Gottesidee der Advaitins auf der anderen Seite entgegenstehen.

Ich wußte damals noch nicht viel vom Vaischnavismus, aber ich glaubte, hier doch klärend einspringen zu müssen. Was das Theater betreffe, so gebe es heute viele Regisseure, die den Prolog vor dem geschlossenen Vorhang von einem Sprecher vortragen lassen. Man dürfe nicht eine Theaterzene als korrekte Interpretation christlicher Theologie ansehen. »Gott ist Geist«, zitierte ich; das sei christliche Theologie. »Gott in der christlichen Theologie ist das Absolute — »actus pu-

rus, nicht sichtbar, nicht teilbar, unendlich, transzendent.« »Dann«, warf Professor D. ein — er bekannte sich zum Vedanta Advaita und hieß bei uns nur der ›Schankara‹ — »würde ich glauben, daß die christliche Gottesidee dem Advaita Vedanta nähersteht als dem Vaisnavismus: Der körperhafte Gott ist vorläufig. Das eigentliche Absolute, das wir Brahman nennen, ist reine Bewußtheit — eine Negation alles Endlichen, das neti, neti der Upanishaden, das Fehlen aller Form.«

Auch hier wieder glaubte ich das Christentum mißverstanden. »Die christliche Theologie begnügt sich nicht mit dem neti, neti — Gott ist nicht vorläufig, wir können positive Aussagen über Gott machen, die Wahrheitswert besitzen.«

Hier nun schaltete sich unser ›Bhakta‹ ein: »Hat denn das Christentum überhaupt eine echte philosophische Grundlage? Gott hat entweder Form, wie wir Vaisnavas sagen — oder er hat keine Form, wie die Advaitins sagen. Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht. Das Christentum hat keine eigene Philosophie — es hat seine Lehren von überall her genommen und versucht sie dadurch zu rechtfertigen, daß es behauptet, die einzige Offenbarung zu besitzen, allein das Heil zu vermitteln. Darum die Intoleranz und die Unfähigkeit, philosophisch zu überzeugen. Religiös ist das Christentum unterentwickelt.«

Swamiji pflichtete bei: Er kenne zwar viele Christen und habe auch persönlich gute Freunde unter ihnen, aber religiös nehme er sie nicht ernst. Die Religion sei entweder Zur-Kirche-Gehen oder Sozialarbeit. Man könne mit keinem von ihnen über religiöse Themen von einiger Tiefe sprechen. Die Priester seien meistens Fanatiker.

Nun meldete sich der moderne junge Mann zu Wort: »Alle Vertreter aller Religionen sind Fanatiker — und müssen es sein. Mit Vernunft kann man keine Religion beweisen. Religion ist eine Entgleisung des menschlichen Geistes. Wenn der Mensch frei werden will, muß er Gott töten — Gott ist sozial schädlich.«

Der fromme Sikh-Professor stieß einen lauten, langen Seufzer aus: »Vaih Guru, Vaih Guru, Vaih Guru...« Mit vor den Mund gehaltener Hand flüsterte er mir ins Ohr: »Der junge Mann raucht — was kann er schon von Religion verstehen!« Erst viel später ging mir auf, was damit gemeint war: Es gehört zu den Vorschriften der Sikhs (und auch vieler Hindu-Sekten), nicht zu rauchen. Wenn einer es dennoch tut, schließt er sich aus der Sikh-Gemeinschaft aus. Theoretisch wenigstens. Darum der Abscheu vor Leuten, die rauchen.

›Schankara‹ lachte kurz auf — es amüsierte ihn, wenn junge Leute gegen etablierte Institutionen aufbegehrten. Er spottete selbst auch über die Vaisnavas und ihren ›schönen Gott‹. »Ihr Vaisnavas seid alle Weiber«, hatte er dem Swami einmal ins Gesicht gesagt, als dieser von der Gopi-Prema zu schwärmen anfang, von der Notwendigkeit, sich in die Rolle eines Hirtenmädchens zu versetzen, um Krischna ganz zu lieben. Dafür hatte er zu hören bekommen, daß er ein ›Atheist‹ sei. Darüber hatte auch er gelacht.

›Vedanta ist sicher keine Entgleisung des Geistes«, begann er zu erklären. »Es ist auch keine ›Religion‹ in dem Sinne wie z. B. der Vaisnavismus oder das Christentum. Vedanta ist Erkenntnis, Selbsterkenntnis, Überwindung des Scheins, Er-

langung der Wirklichkeit.« Der junge Mann war trotzig: »Nur was ich selber sehen und fühlen kann, ist Wirklichkeit. Alles andere ist Illusion, Selbsttäuschung. Die sogenannten religiösen Menschen leben in einem Traumland. Sie machen sich nur selbst etwas vor. Sie übersehen die Wirklichkeit. Sie sind zu feige, sich der Realität zu stellen.«

»Richtig«, schmunzelte »Schankara«. »In der indischen Philosophie nennt man diesen Standpunkt Lokayata: »Solange du lebst, sei lustig . . . Es gibt kein Jenseits, keinen Gott, keine Wiedergeburt. — Aber man kommt damit nur so lange aus, als man gesund ist und es einem gut geht. Es ist doch nur die Oberfläche. Es gibt etwas anderes — eine Wirklichkeit, die anders ist. Schankara ist kein Phantast — Vedanta ist eine Methode, Wirklichkeit zu erkennen, die jeder nachvollziehen kann, der die Bedingungen erfüllt: Nitya anitya viveka . . .« begann er zu zitieren. »Es braucht Unterscheidungsvermögen zwischen Sein und Schein, Selbstzucht und Willen zur Wahrheit. Dies ist durchaus eine rationale Erfahrung — es erscheinen keine mythologischen Wesen, kein Märchenhimmel wie bei den Vaisnavas und den Christen. Das Höchste ist sat-cit-ananda, reines Sein, reines Bewußtsein, reine Seligkeit im Bewußt-Sein. Der Weg braucht Zeit und kostet Anstrengung — aber man braucht keine Malas und Pujas und Murtis dazu.« Er lachte wieder — er hatte gesehen, wie es in Swamiji und im Bhakta arbeitete.

Prompt kam die Entgegnung: »Advaita ist Atheismus, ist nur ein verschleierter Buddhismus. Diese sogenannte Rationalität ist nur Unglaube. Man kann Gott nicht ohne Glauben erkennen. Gott of-

fenbart sich nur den Gläubigen. Wir brauchen die Führung und die Worte derer, die von ihm begnadet wurden. Wir brauchen die heiligen Schriften. Unser Bhagavata Purana ist Gottes Wort — in ihm findet man Gott. Im echten Guru kann man Gott finden — nicht in den abstrakten Spekulationen des Advaita.«

»Gnade Gottes, Offenbarung, Heilige Schrift . . .« — Worte, die auch mir aus der christlichen Tradition durchaus geläufig waren. Und doch fühlte ich mich nicht ganz wohl dabei. Ich bat um eine weitere Erklärung des Themas.

Swamiji begann von Krishna zu erzählen: »Krishna ist Gott selbst — im Bhagavata kann man die Selbstoffenbarung Gottes sehen: In vielen Formen hat er sich als Avatar zuerst teilweise gezeigt — in seiner vollen Form schließlich als Vasudeva Krishna, geboren in Mathura — aufgewachsen in Gokula und Vrindaban. Gott hat einen leuchtend blauen Körper, vier Arme, ein gelbseidenes Tuch um die Lenden, einen Juwel auf der Brust, in dem zur Zeit des Weltenschlafes alle Seelen wohnen. Gott lebt in einem Palast im himmlischen Vaikuntha.« Er sprach über sein eigenes Krishna-Erlebnis. Er war vielleicht vierzehn Jahre alt. Als er eines Tages von der Schule nach Hause ging, kam Krishna so, wie er ihn beschrieben hatte, aus einem Reisfeld heraus auf ihn zu. Er lächelte ihn an und drückte ihn an sich. Die Berührung elektrisierte und verwandelte ihn. »Seitdem hatte ich keinen anderen Gedanken mehr, als Krishna allein zu dienen, und ich wurde Mönch.« Seine Augen leuchteten auch jetzt noch ganz eigenartig. Es gab keinen Zweifel daran, daß er etwas erlebt hatte. Sein ganzes Bemühen galt die-

sem Krischna. Der Sikh-Professor pflichtete bei:
»Religion kann man nicht durch Logik begründen
— Religion ist inneres Erleben.«

Der junge Mann wollte wissen, wie man denn zu diesem Erlebnis kommen könne. Er fragte spöttisch, was er tun müsse, damit Krischna auch ihn an sich drücke und verwandle.

»Schankara« lachte wieder, Swamiji und der Sikh-Professor schauten konsterniert drein. »Vaih Guru, Vaih Guru, Vaih Guru . . . « — diesmal klang es schon viel weniger sanft.

Swamiji war fast böse. Aber er brachte es doch fertig darzutun, welches Sadhana die Bhakti-Acaryas vorschreiben: »Eine der Hauptübungen ist Nama-Japa, oftmalige Wiederholung eines der geoffenbarten Namen Gottes: Der Name Gottes ist Gottes Form selbst als »Schabda« — und die ständige Wiederholung bewirkt eine Vereinigung des Geistes mit Gott in der Schabda-Form.« Von dort aus könne man aufsteigen zur wirklichen Form Gottes. Etwas vom Wesentlichen sei es, daß man sich Gott ganz ausliefere — Scharanagathi nennt man dies. Konkret heißt es, daß man sich einem Vaischnava-Guru unterstellt und ihm in allem dient, was er wünscht. »Im Guru erscheint Gott.« Und dann, daß man nur Sattvik-Speisen zu sich nehme, also alle die Essensvorschriften der Vaischnavas für mindestens ein Jahr einhalte.

Der junge Mann schaute nicht gerade freundlich drein, als dieser letzte Punkt erwähnt wurde. Er dachte an die täglichen Mahlzeiten im Hotel . . .

Zur Illustration der Wichtigkeit des Japa führte Swamiji dann noch das Beispiel Ajamilas an, wie es im Bhagavata erzählt wird; Eine einzige, unbeabsichtigte Anrufung eines Namens Gottes in der

letzten Stunde hat den verworfenen Ajamila, der alle Moral verachtete, sofort nach Vaikuntha, in den Himmel Vischnus, gebracht. Das Bhagavata versichert jedem, daß auch ein unfreiwilliges, unbewußtes Aussprechen irgendeines Namens Gottes, auch wenn man stolpert oder fällt oder niest oder flucht, unweigerlich Mukti bringt.

»Warum soll ein bloßes Wort genügen?« fragte »Sankara«. »Ich kann tausendmal »Gold« sagen und habe doch keines.«

Swamiji erklärte weiter: Im Namen habe Gott sich selbst geoffenbart als Schabda — nur weil Gott selbst es so gesagt habe, besitze der Name diese Wirkung. Er habe nichts von Gold gesagt. Auch in der Bhagavadgita hat Krischna seinen Verehrern versprochen, daß er sie, wenn sie ihn anrufen, unfehlbar erlösen wird.

»Ich spüre gar nichts«, erwiderte der moderne junge Mann, »und wenn ich hundertmal hintereinander »Hare Krischna« sage.«

»Es gibt zwei Arten von Menschen«, fuhr Swamiji gereizt fort, »solche, die eine göttliche, und solche, die eine dämonische Natur haben. Nur die mit einer göttlichen Verfassung können den Namen Gottes aussprechen, nur sie können glauben. Die anderen fahren zur Hölle.«

»Was meint das Christentum dazu?« forderte mich »Schañkara« heraus. »Ist das Schabda-Brahman, das »Wort Gottes«, nicht dasselbe wie euer Logos im Johannesevangelium?«

Es fiel mir sehr schwer zu antworten. Ich versuchte zu erklären, daß die Auffassung vom Logos doch wesentlich anders sei — weniger dinghaft und konkret.

»Aber ihr glaubt doch an einen persönlichen Gott«, beharrte ›Schankara‹.

»Ja, wir glauben an einen persönlichen Gott — aber nicht an einen Gott mit einem Körper, bestimmter Hautfarbe, Kleidung usw. ›Persönlich‹ ist für uns ein geistiger Begriff — so wie das Sat-cit-ananda der Advaitins: Das würde unseren Begriff ›Person‹ recht gut umschreiben.«

»Also doch«, bemerkte ›Schankara‹. »Aber — dann kann es nur eine Person geben — es gibt nur ein Sat-cit-ananda, und wir alle sind identisch mit ihm. Gott und Mensch sind eins: ›Ayam atman brahman‹.«

»Warum sollte es nicht mehr als eine Person geben können?« warf ich ein. »Wir sind viele hier — jeder von uns ist Person. Gott ist Person — verschieden von allen anderen Personen.«

»›Sat-cit-ananda‹ kann nur eines sein: weil es unendlich und ewig ist. Jede Begrenzung wäre ein innerer Widerspruch; endliches Sein ist kein ›Sein‹, endliches Bewußtsein ist kein ›Bewußtsein‹, endliche Seligkeit ist keine ›Seligkeit‹. Haben Sie nicht selbst gesagt: ›Gott hat keine Teile?‹ Brahman ist unteilbar. Solange man Teile wahrnimmt, solange man Vielheit sieht, ist man noch im Schein, in der Maya befangen. Die Wirklichkeit ist Eine.«

Swamiji meldete sich wieder zu Wort — zu lange hatte er nichts mehr gesagt. »Ja, nach unserer Auffassung sind alle eins: Gott ist der große Goldklumpen, wir sind kleine Splitter davon, Gott ist das Feuer, wir sind Funken — eine Natur, aufgeteilt in viele Wesen, in Wirklichkeit eines.«

»Ihr sagt doch auch, daß Gott aus drei Personen besteht?« fragte ›Schankara‹ mich wieder. »Das

habe ich nie verstanden. Ist es nicht ein Rest von Polytheismus — der alte Gott Israels, der neue Gott der Christen, Jesus, und die griechische Philosophie als Geist?«

Wo nun anfangen zu erklären? Nein, Polytheismus war es nicht.

»Es ist ein Gott — eine göttliche Natur — die Personen sind verschieden in ihrer Bezogenheit zueinander.« Aber hier stand ich wieder vor dem unüberwindlichen Hindernis, daß es für den Advaitin einfach keine Art von Vielheit, auch nicht die von Beziehungen und Hervorgängen, im Sat-cit-ananda geben konnte und daß der Bhakta dieselbe Bezogenheit für jeden einzelnen Menschen beanspruchte und die Beziehungswirklichkeit Gottes als Du-Verhältnis viel tiefer und wahrer in Krischna und Radha geoffenbart sah als in einem Vater-Sohn-Verhältnis.

Und dann war da die Frage nach dem historischen Christus: Ist Christus Gott? Dann hat Gott also einen Leib? Gott und Mensch in einem — ist es nicht eine unverstandene Advaita-Einsicht, wenn Christus erklärt, daß er und der Vater eins seien — dasselbe wie ›Aham Brahmasmi‹?

Christus ist ewig als Sohn Gottes, er ist von Anfang an mit der Schöpfung verbunden als ›kosmischer Christus‹, wie Paulus sagt: »Er ist das Abbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene aller Schöpfung, in ihm ist alles geschaffen, was auf Erden und was im Himmel ist, das Sichtbare und das Unsichtbare . . . alles ist durch ihn und auf ihn hin erschaffen. Er ist vor allem, und alles hat in ihm seinen Bestand.«

»Das verstehe ich nicht ganz«, bemerkte ›Schankara‹. »Sie wissen, daß unsere Vaischnava-Freun-

de hier glauben, daß die ganze Welt aus genau einem Viertel des Leibes Gottes besteht — daß wir also jedesmal ein Stück Gott betreten, wenn wir gehen, ein Stück Gott zu uns nehmen, wenn wir essen . . . « Es klang etwas sarkastisch, und mir tat es leid, daß mein Schriftzitat der Anlaß dazu war.

Wieder sah ich, daß ein unüberwindliches Hindernis vor mir lag: ›Leib‹ ist für den Advaitin der absolute Gegensatz zu ›Geist‹ — solange noch ein ›Leib-Bewußtsein‹ und ein ›Leib-Sein‹ vorhanden waren, konnte es sich nicht um letzte Erkenntnis, nicht um höchstes Sein handeln. Ein Gott in drei Personen war vorläufig — ein Gott mit einem Leib war unvollkommen, mythologisch.

Ich versuchte vom Glauben zu sprechen — von Glaubenserfahrung. Vom ›Geist‹ im Sinne Christi, von der Wirklichkeit der Schöpfung. ›Schan-kara‹ winkte ab.

›Eure Christusse und Chaitanyas und Gurus und was immer ihr verehrt, sind alles gute und liebe Menschen gewesen — aber sie sind alle im Vorläufigen stehengeblieben. Sie haben das Endliche mit dem Wirklichen verwechselt, haben nicht das Absolute realisiert. Es sind Manifestationen von Ischvara, wenn ihr wollt, Erscheinungsformen des endlichen Schöpfergottes. Was faßbar und definierbar und aussprechbar ist, ist immer endlich — immer Schein, Maya, nicht Sein, Brahman. Unser ganzes wirkliches Erkennen ist nicht mehr als ein Verbessern eines Denkfehlers. Wir beginnen mit falschen Vorstellungen und Begriffen zu operieren. Wir müssen durch die Maya hindurchstoßen. Die Maya ist ein ›Schein von Wirklichkeit‹ — nicht dessen Gegenteil, das, was Sie eben mit ›Ab-

bild der Gottheit‹ richtig beschrieben haben: ein ›Abbild‹, ein ›Symbol‹, das man verstehen muß, dadurch, daß man das Symbol überschreitet und die Wirklichkeit erkennt.«

Mir kam der Gedanke als solcher irgendwie anziehend und richtig vor — trotz der Zuweisung Christi zur Maya. Wieviel von seiner Gottheit hatten die erkannt, die ihn in seiner Menschheit erfuhren? Hatte nicht Philippus noch am Abend vor der Kreuzigung Christi gestanden, daß er den Vater nicht kenne? Ist es so leicht, die Gotteserkenntnis zu gewinnen, wie unsere Schulbücher es darstellen? Kennen wir Christus denn, wenn wir ein paar dogmatische Formulierungen manipulieren? Ich kam mir sehr klein vor — ich wußte, daß ich an eine Wand gestoßen war, die höher war, als ich steigen konnte. Was war meine ganze schöne Theologie wert, die ich jahrelang studiert hatte? Ich würde viel, viel dazulernen müssen, ehe ich wieder anfangen konnte, ›Schan-kara‹ und Swamiji und allen anderen etwas Verständliches über Gott und Christus sagen zu können.

›Religion ist nur gut zum Streiten — ohne Religion gäbe es viel weniger Kriege in der Welt«, wußte der moderne junge Mann.

Leider hatte er recht, auch wenn Swamiji ihn wegen seiner Unerfahrenheit anfuhr.

Swamiji begann seinerseits zu erklären, daß man stufenweise zur Erkenntnis Gottes voranschreiten müsse — daß es auf den unteren Stufen eben noch Mißverständnisse, Gegensätze, Streitereien gebe. Das spreche nicht gegen die Religion als solche, sondern gegen die Unvollkommenheit der religiösen Menschen. Die Atheisten kämen noch weniger miteinander aus. Das Wesen Gottes ist Liebe

— aber die höchste Stufe der Prema-Bhakti, auf der alle Gegensätze verschwinden, wird nur den Auserwählten geschenkt. Alle Religionen der Welt können auf einer der Vorstufen der Prema-Bhakti untergebracht werden — nur in Krischnas und Radhas Liebe sei die Vollkommenheit erreicht.

Unser ›Bhakta‹ wurde ganz begeistert: »Ja, in Chaitanya allein fand die höchste Religion ihre volle Ausprägung. Das Christentum mit seiner Idee der Liebe eines Kindes zum Vater ist nur ein Aspekt — Chaitanya hat die ganze Stufenleiter der ›Rasas‹ systematisch erprobt und aufgestellt.« Die niederste Liebe ist die, die ein Diener seinem Herrn entgegenbringt — damit müsse ein religiöser Mensch beginnen. Dann komme die Liebe der Eltern zu ihren Kindern — man müsse sich vorstellen, Gott als Kind zu haben, ihm Vater und Mutter zu sein und ihn so zu lieben. Dann kommt die Liebe des Kindes zu den Eltern, der Prototyp der christlichen Liebe. Höher als diese sei die Liebe von Freund zu Freund — wie sie in Krischna und seinen Freunden dargestellt ist. Gott stellt sich auf die gleiche Stufe mit uns. Das sei — wenn man die Advaitins nicht als Gottlose ansehen müsse — die Vedanta-Sicht: Ich bin gleich Gott. Aber es gibt eine noch höhere Liebe, die einer liebenden jungen Frau zu ihrem Geliebten: Nur diese Prema-Bhakti allein kann Gott voll erkennen: Gott ist der Geliebte der Seele.

Hatte es viel Sinn, nun die ›christliche Liebe‹ darzulegen? Würde man verstehen, was ich meinte, wenn ich wieder ein paar Schriftzitate erklärte? Hatte ich selbst schon verstanden, um was es ging? Wenn ich nun vom Heiligen Geist als der ›Liebe‹ sprach, würde sofort der Advaitin einhaken und

mich der dualistischen Unvollkommenheit zeihen, und der Bhakta würde mich als verkappten Advaitin verachten. Setzt das Christentum nicht in allen seinen Aussagen etwas voraus, was ungesagt bleibt? Setzt es nicht Christus und Seine Gegenwart voraus?

Die Stunde war um — wir hatten uns anderen Arbeiten zu widmen. Am nächsten Tag würden wir das Gespräch fortsetzen, wahrscheinlich nochmals über dieselben Punkte sprechen. Waren wir weitergekommen?

Mir war viel aufgegangen — ich hatte viel von der theologischen Selbstsicherheit verloren, die ich aus dem Seminar mitbekommen hatte. Wie wenig es beim Sprechen über Gott doch um Gott geht — wie sehr ist es der Mensch, der sich auch darin hervortun will.

Später hatte ich viele tiefe Begegnungen, doch wir sprachen kaum jemals über Gott. Eigenartigerweise sagten mir auch meine Freunde, mit denen ich diese Begegnungen hatte, daß ihnen, wenn wir beisammensaßen und schwiegen, oft mehr Dinge aufgingen, als wenn wir sprachen.

Das Gespräch über Gott schien doch nicht das Wichtigste zu sein.

THEOLOGISCHE BETRACHTUNGEN
BEI 48° C IM SCHATTEN

Seit Wochen war es überhaupt nicht mehr erträglich geworden. Obwohl die Luft so trocken war, daß die Buchdeckel sich aufbogen wie japanische Giebel, war man ständig in Schweiß gebadet. Nicht umsonst hatte jeder Einheimische stets ein rotes Handtuch um den Hals hängen. Die Wände strahlten Hitze aus wie eine überdimensionale Zentralheizung. Man verbrachte die Nächte auf der offenen Terrasse. Am Abend war der Betonboden noch heiß — am frühen Morgen immer noch warm. Wenn nicht eine leise Brise ging, peinigten einen die Moskitos. Sobald die Sonne über den Horizont kam, wurde es wieder unerträglich. Man empfand nicht so sehr die Hitze, sondern es war, wie wenn man sich gegen eine feindselige Atmosphäre behaupten und alle Kräfte anspannen müßte, um am Leben zu bleiben. Die Sonne war nicht mehr Lebensspenderin, sondern Mörderin. Und noch längst keine Aussicht auf Regen. Selbst wenn der Monsun rechtzeitig kam, würde es noch einen Monat so weitergehen. Und jeden Tag würde man apathischer werden — bis einem schließlich alles gleichgültig war.

Das erste am Morgen ist die Zelebration der heiligen Messe. Ob wohl je einer der Liturgen, die die Rubriken festgelegt und die liturgische Kleidung vorgeschrieben haben, bei 45° C in einem geschlossenen Raum ohne Ventilator die Messe gelesen hat? Schwärme von Fliegen umschweben Kelch und Hostie. Sie setzen sich auf die Hände, auf das schweißstriefende Gesicht. Sie lassen sich nicht verscheuchen und kommen auch nach dem

zehnten Male wieder genau auf die Stelle zurück, von der sie vertrieben wurden. Der ganze Körper brennt und juckt. Die Kleider sind durchnäßt, auch das Meßgewand. Sie trocknen bald. Wenn man sie nicht alle anzieht, begeht man nach dem geltenden Kirchenrecht bei einer Messe mindestens ein Dutzend Todsünden auf einmal. Und ohne Messe könnte man nicht überleben, physisch und seelisch nicht.

Irgendwann vor Mittag ertönt eine Art Tempelgong. Der »Koch« hat das Frühstück bereit. Überraschungen gibt es dabei seit einem Jahr kaum noch. Capatis, zähe, harte Fladen aus Weizenmehl, rauchig schmeckenden Tee und ein wenig dickliche, graugelbe, unappetitlich aussehende Milch. Manchmal ist etwas Zucker da. Große Ameisen laufen aufgeregt darin herum. Inzwischen sind es 47° C.

Wo immer man die Hand ruhen läßt — Schweiß. Das Wasser ist knapp. Die meisten Brunnen hier haben nur salziges, brackiges Wasser, das absolut ungenießbar ist. Das Trinkwasser kommt von einem besonderen Brunnen. Vor ein paar Monaten ist jemand hineingefallen — oder -gesprungen. Man hat lange gebraucht, bis man ihn herausziehen konnte. Der Brunnen ist dreißig Meter tief; der Mann war natürlich tot. Es ist unser einziger Trinkwasserbrunnen.

Einige Termine drängen. Angefangene Zeitschriftenartikel müssen zu Ende gebracht werden. Die Schreibmaschine fühlt sich heiß an. Es scheint so, als ob die Hitze sogar das Metallgehäuse verformt. Die Tasten verfangen sich immer wieder. Die ersten vier Liter Wasser sind schon getrunken. Der Steinboden ist heiß, obwohl er keine Sonne

mitbekommt. Heiß weht es durch die offenen Fenster. Der Himmel ist weißlichgrau, wie glühendes Eisen. Alles ist grau in grau — die Felder, die Bäume, die Lehmwände der Häuser —, die Bäume haben ihr Laub abgeworfen, die Felder sind von breiten, tiefen Rissen durchzogen. Wüste. Für eine halbe Stunde vergißt man das alles und schreibt. Weil man ein paar Pfennige zum Leben braucht. Klagen verkaufen sich schlecht. So schreibt man Optimismus: über die Schönheiten Indiens, über die positiven Zukunftsaussichten der Kirche in Indien, über die gewaltigen Perspektiven, die das Konzil für den Dialog eröffnet — alles Dinge, die in Europa sicher Anklang finden und mithelfen werden, den Urlaub etwas interessanter zu machen. Nicht, daß man die Dinge lustig fände — aber man lacht trotzdem. Wenn es nur nicht so heiß wäre. Ein wohlmeinender Mitbruder schrieb, man sollte Urlaub machen — in Kaschmir vielleicht. Mit hundert Mark Einnahmen pro Monat kann man das leider auch in Indien nicht. Man arbeitet ja nicht um Geld, sondern für das Reich Gottes. Das hat an manchen Orten viel Geld — an anderen keines.

Für eine Hindu-Zeitschrift sollte ein kurzer, unkomplizierter Artikel über die christliche Gottesidee ausgearbeitet werden. Nichts Modernes, etwas ganz Gewöhnliches. Selbstverständlich war das Thema in allen theologischen Lehrbüchern abgehandelt. Man brauchte nur die einzelnen Punkte ein wenig zu erörtern. Doch das, was da stand und was man selbst vor ein paar Jahren noch mit hinlänglichem Eifer studiert hatte, schien nun so unzulänglich, so irrelevant, so unwahr. Theologie bei 48° C im Schatten scheint doch anders zu sein

als Theologie bei 21° C. Theologie bei zähen Capatis und rauchigem Tee scheint doch anders zu sein als Theologie bei Brathähnchen und einem guten Glas Wein. Wer ist nun eigentlich anders — der *theós* oder der *theólogos*? Der Theologe bei 21° C in guter Position setzt voraus, daß Gott zufrieden und glücklich ist, gutgenährt und ausgeruht, ohne Bedürfnisse irgendwelcher Art. Der Theologe bei 48° C versucht sich vorzustellen, daß Gott hungert und dürstet, daß er leidet und traurig ist, daß er Schweiß vergießt und verzagt ist. Aber das ist schon zu sehr hinduistisch.

Der Theologe bei 21° C und geregelterm Leben betrachtet die ganze Welt als schöne Harmonie mit grandiosem Zweck, die Kirche als das Reich Gottes auf Erden und sich selbst als Förderer der wahren Kultur der Menschheit. Der Theologe bei 48° C sieht die Risse im Boden und die Welt als Wüste, er überlegt sich, ob er den letzten Krug Wasser nicht besser bis zum Abend aufsparen soll, er wünscht sich, daß es ein paar Grad weniger heiß wäre, und er muß seinen ganzen christlichen Glauben bemühen, um ein wenig Sinn in diesem Leben zu finden, in dem er so gar keine bedeutende Rolle spielt, weil er von so vielen Leuten abhängig ist.

Gegen Mittag verfärbt sich das Licht ganz eigenartig. Es wird gelb, dann dunkel, dann schwarz. Dann geht alles sehr schnell. Die Temperatur sinkt um fast zehn Grad in wenigen Minuten. Die Türen und Läden werden geschlossen. Es pfeift und heult und zischt — alles Mögliche fliegt gegen das Holz der Türen und Läden. Das ist der tägliche Sandsturm. Sand dringt überall ein — Sand, Sand, Sand. Sand in der Nase, Sand in den Au-

gen, Sand zwischen den Zähnen, Sand in der Schreibmaschine. Draußen kann man kein halbes Meter weit sehen. Es dauert nicht lange. Vielleicht eine halbe Stunde. Dann ist es wieder wie vorher. Und bald sind es wieder 48° C im Schatten.

Der Theologe bei 21° C mit gutgenährtem Gott schreibt sehr schön zusammen, was die anderen Theologen bei 21° C mit gutgenährten Göttern vor ihm zusammengeschrieben haben. Alles ist gut dokumentiert — die Fußnoten nehmen fast die Hälfte der Seite ein. Französische, englische, lateinische und griechische Autoren sind zitiert. Sie wissen genau, daß Gottes Gnade sich wie die amerikanische Entwicklungshilfe auf alle Heiden erstreckt, auf solche, die pro-US sind, und auf solche, die dagegen sind. Die ersteren bekommen etwas mehr. Wenn alle nur brav den von ihren Ministern und Prälaten vorgeschriebenen Wegen folgen, werden alle genug bekommen. Das ist für die 21°-C-Theologen sehr angenehm. Dann brauchen sie nämlich nie selbst dorthin zu gehen, wo es 48° C gibt.

Das Mittagessen ist so, wie es immer war: Capatis, Dal und Kürbisgemüse. Seit einem Jahr. Weil Sandsturm war, ist Sand in Dal und Gemüse. Es knirscht ein wenig zwischen den Zähnen, aber ansonsten schmeckt es wie immer: nach Kuhfladenfeuerrauch und Schweiß. Mehr als drei Capatis darf man nicht essen, sonst gibt es Streit. Ein Professor und ein Student, beide Master of Art und Philosophielehrer, sind wegen einer Tasse Tee, die der Professor nach der Meinung des Studenten zu viel trank und nicht eigens bezahlte, unerbittliche Feinde geworden.

Im dürftigen Schatten eines Tamarindenbaumes

hat sich ein Hirte mit einer kleinen Ziegenherde niedergelassen. Ziegen finden immer noch ein paar Zweige an den Büschen und Sträuchern. Die Tiere atmen schwer. Absichts liegt eine Ziege im Schatten einer kleinen Staude. Unter kläglichem Schreien bewegt sie wie ein Uhrwerk den Kopf von rechts nach links, von links nach rechts, von rechts nach links. Das Schreien klingt ganz menschlich, wie das eines hilflosen kleinen Kindes. Dadurch war der Theologe aufmerksam geworden. Das Tier hatte wohl einen Hitzschlag erlitten. In der Luft begann es zu rauschen. Im Tiefflug stießen die ersten Geier herab, strichen über die Ziege hinweg, hopsten ein paarmal, bremsten mit den großen Schwingen ab und setzten sich in einer geringen Entfernung nieder. Der Hirte döste, an den Tamarindenbaum gelehnt. Die anderen Ziegen kümmerete es nicht. Immer neue Geier kamen hinzu. Sie schienen aus dem bleiernem heißen Himmel herabzufallen — die Verkörperung der Grausamkeit der Sonne. Die Ziege klagte immer noch — immer mehr ähnelte ihr Schreien dem eines verzweifelten kleinen Kindes. Die Geier saßen im Kreis herum — manchmal streckten sie ihre Häse vor und äugten nach dem sterbenden Tier.

Das Fieber fraß am Bewußtsein des Theologen. Er wußte nicht mehr, wo er war. Um ihn ein paar Gestalten — manchmal schien es, als ob sie menschliche Gesichter hätten, doch dann sah er die langen nackten Häse und die Geierschnäbel. Ein rasender Schmerz im Kopf — einer der Geier mußte hineingehackt haben. Und noch einmal. Der Geier hatte ein hämisches Gesicht. ›Was hast du nun davon? Wärst du doch zu Hause geblieben!‹ Ein anderer stieß zu. Wo hatte er das Ge-

sicht schon einmal gesehen? ›Wärst du vernünftig gewesen‹, sagte der, ›du könntest einer von uns sein und es gut haben.‹ Wieder hackte ein anderer zu — ein greller Schmerz zuckte durch die Augen. Dann war ihm, als würde ein Stück aus den Gedärmen herausgerissen. Das Gesicht kam ihm bekannt vor. ›Jetzt haben wir dich doch‹, sagte der Geier. Er lachte dabei. Ein neuer Schmerz lenkte den Theologen vom Grübeln ab. Ein anderer Geier hatte zugeschlagen. Sie stritten miteinander, und dann hackten sie abwechselnd drauflos. Manchmal verschwamm ihm alles vor den Augen, aber dann konnte er die Gesichter ganz deutlich sehen. Alle waren sie nun da. Der Schmerz in den Ohren war neu. Plötzlich kam ihm zum Bewußtsein, daß das Töne waren. Musik sagt man, wenn man gesund ist. Nun verursachten die hellen hohen Töne Stiche im Kopf — die dunkleren waren leichter auszuhalten. O ja, es waren Weihnachtslieder, von einem Tonband. Er konnte nicht sagen, daß er sich freute oder daß er es besonders erhebend fand, daß Weihnachten war. Aber er brachte es fertig, denen zu danken, die das Gerät aufgestellt hatten. Sie freuten sich, ein gutes Werk getan zu haben.

Die Geier arbeiteten mit System. Sie fingen an, die Ziege vom hinteren Ende her aufzuarbeiten. Die nackten langen roten Hälse verschwanden im Unterleib der Ziege — es war garstig und abscheulich. Wenn einer der Vögel ein größeres Stück abgerissen hatte, stürzten die anderen auf ihn los. Ein wildes Gezänk begann. Mit Flügeln und Fängen hieben sie aufeinander ein. Sie waren sich also auch nicht einig.

Wieder zuckte ein rasender Schmerz durch das Ge-

hirn. Dann erinnerte sich der Theologe an die Gestalt. Das Gebrüll wurde immer schlimmer, die Nase immer länger, der Hals immer dünner und das Rot des Halses immer kräftiger — die Augen brannten unerträglich. Er bekam Angst. Und dann kam wieder ein Hieb.

Die Ziege war fast ganz ausgehöhlt. Das Fell hing schlaff am Gerippe. Einige Geier saßen schon im Schatten zum Verdauen. Sie hatten wohl genug. Träge fächelten sie mit ihren Schwingen. Auch ihnen schien es zu heiß zu sein. Es waren noch immer 48° C im Schatten. Ein paar Geier blieben noch eifrig bei der Arbeit. Plötzlich kreischten sie auf. Die Straßenhunde hatten entdeckt, daß es Abwechslung gab. Einen der Geier hätte es fast erwischt. Ein Hund hatte ihn an einer Flügelspitze gepackt und zerrte ihn umher. Der Geier schlug mit dem anderen Flügel auf den Köter ein, bis er losließ. Die Hunde begannen das Fell der Ziege zu zerreißen. Einige Geier zogen im Tiefflug darüber hin, um die Hunde zu verscheuchen.

Es schmerzte wieder wie wild. Auch dieses rote fleischige Gesicht hatte der Theologe schon gesehen. Wo nur? Die blutunterlaufenen Augen, die wutverzerrten Züge — der Ekel überkam ihn. Er wollte dreinschlagen. Aber er konnte nicht, und er durfte nicht. Der Köter biß wieder zu.

Die Hunde hatten das Fell zerrissen und knabberten daran herum. Ein großer starker Gelber schoß heran. Die kleinen Hunde jaulten auf und liefen davon. Die Geier hatten längst das Interesse an der Ziege verloren. Die meisten saßen nun in der Nähe der anderen Ziegen, die dahindösten. Beide Seiten waren satt — man brauchte sich nicht mehr voreinander zu fürchten. Die Ziegen waren froh,

daß die Geier Ruhe gaben. Ein paar Geier flogen kurz auf und ließen sich wieder fallen. Mit den Flügeln bremsten sie den Schwung ab.

Der große gelbe Hund mußte scharfe Zähne haben. Er war nicht zynisch wie die Geier, er hatte Selbstvertrauen im Gesicht. Er war der Herr der Hunde. Er war stärker als die anderen, und sie liefen vor ihm davon. Was er zerbeißen konnte, gehörte ihm. Von Rechts wegen. Weil der Stärkere das Recht auf seiner Seite hat. Wer macht das Recht? Der Stärkste. Man konnte ihm nicht einmal das Gegenteil beweisen. Mit all den geistreichen Dingen, die man gelernt hatte, mit all den edlen Überzeugungen, mit denen man aufgewachsen war, mit allem Glauben an die Wirklichkeit des Geistes mußte man sich gefallen lassen, daß der große starke gelbe Hund die Halswirbel durchbiß. Und der Schmerz war so furchtbar nahe, so furchtbar wirklich. Viel wirklicher als die Weihnachtslieder, die immer noch vom Tonband kamen.

Inzwischen war es Nacht geworden und der Himmel so voll schwebenden Staubes, daß kaum Sterne zu sehen waren. Die Geier hatten sich auf ihren Baum zurückgezogen. Die Hunde lagen irgendwo, um sich vom mühseligen Tagewerk auszuruhen. Aber dort, wo die Ziege verendet war, gab es noch keine Ruhe. Es krachte wie splitterndes Holz. Die Schakale hatten stärkere Kiefer als die Hunde. Die Hunde fürchteten sich vor ihnen. Die Schakale hatten noch mehr Recht als die Hunde, weil sie noch mehr beißen konnten. Sie wurden auch mit den Knochen fertig, die die Hunde liegenlassen mußten.

Sie heulten. Vielleicht mußten sie sich selbst Mut

machen vor jemandem, der noch stärker war als sie. Es klang so schauerlich und so nah. Sie standen unmittelbar vor dem Haus. Und heulten.

Das Heulen wurde nervenzerreibend. Man wußte, was dann kommen würde. Die Flak fängt an zu schießen. Dann fallen die Bomben. Man hat Angst — keine menschliche Angst. Eine tierische Angst um das Leben, das so wenig Wert hat, das so überflüssig ist, so billig. In der Zeit der Menschenmassen braucht man Massenvertilgungsmittel. Immer größere Bomben. Atombomben — Weltbomben. Es heulte durch die Luft — die Wände zitterten. Staub rieselte herab. Es war wieder ein Sandsturm. Diesmal bei Nacht. Der Mond schien gespenstisch, fast blaugrau sah er aus. Man zog das Laken über den Kopf und wartete, bis alles vorüber war.

Das Fieber ließ nach. Er würde die Dinge nun nicht mehr durcheinanderbringen. Das mit den Bomben und der Flak war vor mehr als zwanzig Jahren gewesen, das mit dem Typhus und dem Krankenhaus zu Weihnachten lag auch schon Monate zurück. Das mit den Ziegen — gut, es war alltäglich. Ziegen sind Ziegen. Von der Ziege am Vortag war nichts mehr zu sehen. Der Theologe wollte weiterschreiben an seinem theologischen Artikel.

Der nächste Tag würde genauso sein wie der vorhergehende. Genauso heiß. Genauso viele Fliegen. Genauso viel Zank um ein paar rauchige Cypatis und etwas Tee. Es würden wieder Ziegen an Sonnenstich sterben, es würde wieder einige Menschen der Hitzschlag treffen. Ein Sandsturm würde kommen. Die Geier und die Hunde und die Schakale würden mit den toten Ziegen fertigwer-

den. Die toten Menschen würden verbrannt werden. Nichts würde mehr überbleiben von den Ziegen und ihrem Klagen, nichts von den Menschen und ihren Schmerzen. Sterben war nur die andere Seite von Leben. Man wußte nicht, welche besser war. Beide waren wirklich — beide waren dunkel.

Gott war der Schöpfer und Erhalter und Zerstörer. Warum er Geschöpfe in eine Wüste hineinschuf, in eine grausame Welt, in einen Tod — das war seine Laune, sein Spiel, sein Lila. Er hatte zuerst die Sonne geschaffen, die einmal die Ziege, die er auch geschaffen hatte, töten würde. Er hatte die Geier geschaffen, die die Ziege auffressen würden. Die Hunde und die Schakale, die das Fell und die Knochen zerbissen, waren auch seine Geschöpfe. *Ein* Atman war in allem — in Gott und dem Geier, der Ziege und dem Hund. Und auch in dem, der das alles anschaute und zu verstehen suchte. Gott war die gütige Mutter — und die blutdürstige Göttin der Vernichtung. Wenn das Unglück überhandnahm, wenn die Katastrophen überdimensional wurden, mußte man der Göttin besondere Opfer darbringen: sie hatte eine blutleczende Zunge aus dem Munde hängen, ein blutiges Schwert in der Hand, abgeschlagene Köpfe und Arme als Schmuck um die nackten Brüste. Leben kam aus dem Angesicht Gottes — Tod aus seinem Rücken. Gott ist der Opferer und das Opfer. Ziege und Geier sind seine Erscheinungen — beiden gebührt Anbetung.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Straße lag ein längliches, bräunliches Etwas. Es war fünf Uhr morgens — noch dämmerig. Es mochte ein junges Büffelkalb sein, am Hitzschlag gestorben. Junge

Büffel sind sehr empfindlich — sie können weder Hitze noch Kälte vertragen, und wenn man unfreundlich zu ihnen ist, werden sie krank. Jeden Sommer verenden viele junge Büffel am Hitzschlag. Die Camars würden die Haut abziehen und das Fleisch essen, denn sie sind eine unreine Kaste. Sie würden den jungen Büffel nicht den Geiern und Hunden überlassen. Doch das lange braune Etwas war noch nicht ganz tot. Es bewegte sich langsam. Es war ein nackter junger Mann, der mit dem Gesicht nach unten in der Abwässerinne lag. Mit der hohlen rechten Hand begann er, die Abwässer der Gosse über sich zu gießen: eine rituelle Handlung, zu der er sich jeden Morgen verpflichtet fühlte. Dann kamen die Bhangis, die Unraträumer, auch eine unreine Kaste. Einige fegen mit langen Besen den Kot, der sich während der Nacht angesammelt hat, in die Abwässerkanäle. Andere tragen wassergefüllte Ziegenhäute, mit denen sie nachspülen, damit die Exkremeente sich flußabwärts bewegen können. Dick und schwarz kam es die Gosse herab. Der junge Mann füllte eine Hand damit und leerte sie über seinem Haupt aus. Träge zerteilte sich der dicke Brei und glitt zerbröckelnd über sein Gesicht herab. Dann nahm er wieder eine Handvoll und führte sie zum Munde, würgte alles hinab. Aber der Magen sträubte sich — er mußte erbrechen. Eine zweite Handvoll. Er krümmte sich vor Brechreiz. Doch dann sträubte sich der Magen nicht mehr. Der Mann verschlang eine Handvoll nach der andern von dem dicken, schwarzen, stinkenden Unrat.

Die Kinder wurden munter. Sie holten sich lange Stöcke und neckten ihn damit. Zuerst rührte er sich gar nicht. Dann ging er auf die Kinder los,

die schreiend in die Häuser liefen; der nackte junge Mann rannte ihnen nach, doch die Tür wurde von innen zugehalten. Er lehnte und stemmte sich dagegen. Von oben schüttete jemand einen Eimer Unrat auf ihn herab. Von einem Fenster her schlug jemand mit einem Stock so lange auf ihn ein, bis er von der Tür wegging.

War er ein Heiliger? Einer von den Unmattas? Einer, der durch dieses Verhalten beweisen wollte, daß buchstäblich und wörtlich alles Brahman ist — daß Gott im Brot und im Unrat gegenwärtig ist, im Verstand und im Wahnsinn? Es gibt noch viele Aghoris, Schiwa-Anbeter, die am liebsten bei Verbrennungsstätten wohnen, ja sogar menschliche Leichen verzehren. Würde er auf diesem Weg Schiwa finden, den Gott, der vorne Leben und hinten Tod ist, der in seiner Laune schafft und zerstört, der in seinem Tanz zeugt und mordet?

Wie leicht es doch die 21°-C-Theologen haben. Sie setzen sich in eine Bibliothek und finden dort genügend Bücher, mit denen sich beweisen läßt, daß die nichtchristlichen Religionen der normale Heilsweg der Nichtchristen sind, daß jeder auch ohne Mission Gott findet — daß man das gute Gewissen eines Nichtchristen nicht stören soll. In den Bibliotheken Europas sterben keine Ziegen an Hitzschlag, es gibt dort keine Geier und Hunde, die sie auffressen. Man würde dort auch keinen Aghori hereinlassen. Von den Bibliotheken Europas aus sieht sich manches anders an — schöner, erfreulicher, abstrakter. Papier ist ja bekanntlich geduldig — geduldiger als Menschen jedenfalls. Die neueste Theologie hat entdeckt, daß sich auch ohne Gott recht gut theologisieren läßt. Vielleicht

ist Gott nicht mehr in den Bibliotheken und Fakultäten der Theologie, sondern in der Wüste — allein. Dem 21°-C-Theologen müssen solche Gedanken unsinnig vorkommen. Er hat seinen Posten, seine Wissenschaft, seine sozialen Verpflichtungen. Seine Studenten werden ihm im Examen das erzählen, was er ihnen erzählt hat. Ist Gott an Bibliotheken und theologische Fakultäten gebunden? Wird der Gott der luftgekühlten Bibliotheken dem, der im Fieber des Hitzschlags in der Wüste stirbt, ein Erlöser sein? Wird er imstande sein, die Schakale, die Hunde und die Geier zu vertreiben? Aber es ist doch ein Dogma, daß Gott allen Menschen seine Gnade anbietet. Wie erstaunlich, daß Christus sich abplagte, daß er sich der Hitze und der Kälte aussetzte, daß er eine sehr unkonventionelle Theologie vertrat, so gar nichts auf das gab, was die Politiker und Prälaten seiner Zeit als vernünftig und fromm ansahen. Wie eigenartig, daß er sich nicht darauf verließ, daß doch Gott die Welt sowieso erlösen werde, daß er persönlich durch das Feuer des Todes ging und seinen Gott in der Verlassenheit des Todes fand. Wie eigenartig, daß er seinen Jüngern den Auftrag gab, es ebenso zu machen wie er, daß er ihnen voraussagte, sie würden dasselbe tun und leiden wie er. Wie eigenartig, daß er seinen Jüngern auftrug, das Reich Gottes anzukünden und nicht vor auszusetzen. Wie eigenartig, daß er nicht die Schriftgelehrten und Pharisäer seligpries, sondern die Hungernden und Dürstenden. Wie eigenartig doch dies alles war . . .

Viele hundert Millionen Menschen müssen dort leben, wo es 48° C im Schatten sind, wo es Geier und Hunde und Schakale gibt. Ein zeitgenössi-

scher Hindu-Schriftsteller dachte einmal darüber nach, ob wohl die Menschen so korrupt seien, weil die Götter des indischen Himmels so korrupt sind, oder ob die Götter korrupt sind, weil die Menschen korrupt sind. Nein, sagt der 21°-C-Theologe: Weder die Menschen noch die Götter sind korrupt. Man muß das alles nur vom rechten Standpunkt aus betrachten. Wenn man es richtig sieht, ist zwischen 48° C und 21° C nur ein geringer Unterschied, wenn man es richtig anpackt, können Geier und Hunde und Schakale im Tierpark gehalten werden, und man kann sogar Eintrittsgeld verlangen, wenn man sie besichtigen läßt. Nein, so schlimm ist das alles nicht.

Der kurze, unkomplizierte Artikel für die Hindu-Zeitschrift wurde schließlich fertig. Er wurde etwas kürzer, als zunächst vorgesehen war, und er enthielt wenig von dem, was in den Schulbüchern stand. Die 21°-C-Theologen würden sagen, was da beschrieben wurde, sei Hinduismus. Doch die Leute, die auch bei 48° C Hindus waren, wußten es besser. Der Nachmittag, an dem er den Artikel in einem Seminar vortrug, war sehr bewegt. »Hast du gesehen, wie sich während deines Vortrags die Gesichter veränderten?« bemerkte ein Freund, der zu Besuch da war. Er hatte es gesehen. Es war die Scheidung der Geister. Der Gott, der sich in Christus Jesus offenbarte, ist kein Gott der Bibliotheken und Theologen. Als solchen könnte man ihn auch in einer Hindu-Bibliothek unterbringen. Der Gott, der in Christus Jesus erschienen ist, ist dort, wo die Menschen leiden und kämpfen und dürsten und hungern. Er ist ein Gott, der herausfordert. Er ist ein Gott, der es mit den Geiern und Hunden und Schakalen aufnimmt. Er ist ein Gott,

dem nicht alles gleichgültig ist, der vielmehr Licht und Leben ist und ein unerbittlicher Feind von Dunkelheit und Tod. Der Gott, der sich in Christus Jesus offenbarte, ist ein Gott, der nicht von ferne zusieht und eine neue Theorie über Gott entwickelt, sondern er ist ein lebendiger Gott, ein Gott, der der Welt beweist, daß es eine Sünde und eine Gerechtigkeit gibt. Er ist ein Gott, der Mensch wurde nicht in den Zirkeln der Pharisäer und Politiker, sondern in den Kreisen, die wissen, was Hunger und Durst ist, was Mühe und Arbeit, was Leid und Tod ist. Er hat sich nicht auf seine Gottheit berufen, sondern seine Menschheit dahingegen für seine Brüder. Vielleicht brauchen auch heute die Menschen dort, wo es 48° C im Schatten und Geier und Schakale gibt, einen, der das freiwillig auf sich nimmt, was für sie grausames Schicksal ist, vielleicht brauchen sie einen, der sie vor der Willkür der Götter und Menschen rettet, vielleicht brauchen sie einen, der weiß, daß das Leben besser ist als der Tod, daß Gott und Satan nicht dasselbe sind. Vielleicht brauchen sie einen Gott, der ihnen auch in den Tod hinein folgt, dann, wenn alle schönen Spekulationen wie eine Seifenblase zerplatzen und nichts übrigbleibt als ein kleiner schmutziger Tropfen Wasser. Er würde ihnen keine Kühlanlagen bringen, um auch bei 21° C leben zu können, keine Flinten, um die Geier und Schakale abzuschießen. Aber er würde ihnen den Trost bringen, den Christus gebracht hat, einen Trost, der sowenig mit dem zu tun hat, was die Welt als Trost betrachtet. Und sie verstanden. Besser als die 21°-C-Theologen. Er würde nicht den oberflächlichen Frieden der theologischen Koexistenz bringen, wie die 21°-C-Theolo-

gen. Er würde das Schwert bringen, die Entscheidung, und doch den Frieden, den die Welt nicht kennt. Er verurteilt niemanden. Die Menschen verurteilen sich selbst. Er nimmt niemandem den Frieden. Die Menschen nehmen ihn sich selbst. Er ist nicht abweisend. Die Menschen weisen ihn ab, weil er ihre Lügen und Verstellungen entlarvt, weil er sich nicht bestechen läßt. Sie wären bereit, ihn neben die Götter zu stellen, ihm Weihrauch zu opfern, auch etwas Geld, um ihre Sünden abzuwaschen. Sie würden ihn gern als Statue bei sich haben — aber nicht als Mensch, nicht so unmittelbar und herausfordernd. Sie hätten ihn gern als Buch bei sich, der Vollständigkeit halber. Wenn man das Buch richtig interpretiert, findet man nur das, was man ohnehin schon weiß.

In der kleinen Kammer, die euphemistisch als Bad bezeichnet wurde, lag eine Schlange. In ihrem Loch auf dem ausgebrannten Feld war es ihr zu heiß geworden. Im Bad war es ein wenig feucht. Man kam zu einem freundschaftlichen Übereinkommen. Zweimal am Tag sollten die Menschen das Bad benutzen können. In der übrigen Zeit durfte die Schlange darin wohnen, bis der Regen kam. Dann tauchte eine Ratte auf. Schlangen und Ratten vertragen sich auch nicht miteinander. Aber beide stehen im Tempel.

Zum erstenmal traf ich Swami Yogananda Tirtha an einem frischen Oktobermorgen bei seinen Freiübungen. Er kam in unseren Garten, weil er da ungestört war, und machte jeden Morgen eine halbe Stunde lang Gymnastik, um sich frisch und gesund zu erhalten. Wir waren ungefähr gleich alt und fanden Interesse aneinander. Ich erfuhr, daß er zu den Daschanami Sanyasis gehörte, den Jüngern Shankaracaryas. Man sah ihn nie am Markt herumstehen wie so viele andere Sadhus — er war fast immer mit seinem Studium und seinem geistlichen Tagewerk beschäftigt. Ein paar Wochen nach jenem ersten zufälligen Zusammentreffen fanden wir uns wieder beim Manav Seva Sangh: Der Gründer, Swami Schavanaananda, war für einige Tage nach Vrindaban gekommen, und einige Freunde, die zum Manav Seva Sangh gehörten, hatten mich mitgenommen, um mich dem Swami vorzustellen. Es war ein blinder, einfacher alter Mann — er sprach in wenigen schlichten Worten über wesentliche Dinge. Ob er mir zu Ehren über Franz von Assisi und Jesus von Nazareth sprach oder ob er es sonst auch tat, weiß ich nicht. Jedenfalls sah ich Swami Yogananda dort wieder, und wir kamen gleich in ein angeregtes Gespräch über das soeben Gehörte. Swami Yogananda wollte wissen, ob wir nicht zusammen Bibel-Satsang halten könnten — uns regelmäßig für längere Zeit täglich zusammenzufinden, um die Heilige Schrift gemeinsam zu lesen und darüber zu meditieren. ›Satsang‹ ist der Hindu-Ausdruck dafür, und mir schien die Methode gut: Jemand, der einen Text gut kennt und persönlich versucht, nach dem Text

zu leben, erklärt ihn anderen, denen er unbekannt ist.

Ich akzeptierte gerne. So kam Swami Yogananda nun jeden Morgen vor Sonnenaufgang zu mir. Er wolle »das Herz von Jesus«, sagte er. Ich sollte ihm keine autoritäre oder theologische, sondern eine mystische Schrifterklärung geben. Er war schon ziemlich gut mit den Texten vertraut, gestand aber, er habe sich von der bisherigen Lektüre nicht befriedigt gefühlt. Was ihn besonders anzog, war Jesu Milde, seine Geduld und sein Opfer. Die Bergpredigt hielt er für die »höchste Philosophie«. Die Betrachtung des Leidens Christi gebe ihm eine Kraft, die größer sei als alle andere.

Ich begann mit ihm das Johannesevangelium zu meditieren. Ehe wir zu sprechen anfangen, beteten wir still um Erleuchtung. Wir begannen mit dem Prolog — und er erklärte mir später, daß er drei volle Tage über das Geheimnis des Hervorgangs des Wortes aus dem Vater und des Geistes aus Sohn und Vater meditiert und tiefstes Glück dabei empfunden habe. »Es war die beglückendste Offenbarung meines Lebens«, sagte er. Er brachte mir ein Buch von Billy Graham, dem berühmten Evangelisten, das er gelesen hatte. Ich hatte mich bis dahin kaum mit Billy Graham befaßt, fand aber nun, daß er ein typischer Unitarier war, also keinen trinitarischen Gott anerkannte. Ob das auch christlich sei, wollte Yogananda wissen. Welche Verwirrung doch gestiftet wird! Noch etwas ging mir auf bei diesem Bibel-Satsang: die Unmöglichkeit unserer christlichen Bibelübersetzungen. Kein einziger wesentlicher Terminus war so übersetzt, daß ein Hindu von seinem Hintergrund

her unzweideutig verstehen konnte, um was es sich handelte. Nicht nur Yogananda hatte Probleme von seinem Advaita-Hintergrund her — auch andere klagten immer wieder, daß das Hindi unserer Bibelübersetzung »kein Hindi«, sondern eine »fremde Sprache« sei. Die Übersetzer kannten wohl die Grammatik und das Lexikon, aber nicht den Hinduismus.

Einige seiner Schwierigkeiten findet man bei allen Advaitins: Auch er verstand das »Ich und der Vater sind eins« als »Advaita-Erfahrung« Jesu. Auch er interpretierte die Worte am Kreuz: »Vater, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie tun« als Advaita: Da die Verfolger nur die Maya, den Leib Christi sahen, waren sie in Unkenntnis über das eigentliche Wesen Christi. Christus sei nicht wirklich gestorben . . . Aber immer verrieten seine Fragen, wie sehr er sich mit den Dingen beschäftigte, und mir ging auf, welche Probleme uns erwarten, wenn wir erst einmal versuchen werden, die Botschaft den echten Hindus zu übermitteln.

Einmal kam ein etwas mißtrauischer Hausgenosse hinzu; er wollte wissen, was wir taten. Es sei doch schließlich gleichgültig, zu welcher Religion man sich bekenne. Jeder könne Gott finden. Yoganandaji erwiderte, er werde nicht zögern, sich auch äußerlich zu Christus zu bekennen, wenn er von der Wahrheit des Christentums überzeugt sei.

Die Berufungsgeschichten der Apostel im Evangelium brachten uns darauf, auch über die eigene Berufung zu sprechen. Ich bat ihn, mir zu erzählen, wie und warum er Sanyasi geworden sei.

Er war in einem größeren Ort in Maharaschtra aufgewachsen und fühlte sich schon als Bub irgendwie zu den Sanyasis hingezogen. Er ging zur

Schule, verließ das College als Bachelor of Arts und nahm einen Posten in Bombay an. Nebenbei nahm er auch noch Malunterricht. Später zeigte er mir ein paar seiner Werke — Bilder von Hindu-Heiligen, wirklich gekonnt und ausdrucksvoll. Immer noch trug er sich mit dem Gedanken, Sanyasi zu werden.

Seine Eltern hatten, wie alle Eltern in der Welt, Heiratspläne für ihn. Doch er wählte Sanyasa. Sein Auszug aus dem Elternhaus war aber nicht so dramatisch wie in vielen anderen Fällen. Er war achtundzwanzig Jahre alt. Seine Eltern fanden sich damit ab, daß ihr Sohn Sanyasi werden wollte. »Ich befand mich damals in einem Zustand höchsten Glücks«, meinte er sinnend. »Ich war unbeschreiblich froh und überströmend glücklich. Ich ließ alles an mir geschehen. Meine Kleider, meinen Wanderstab, mein Trinkgefäß — alles verschenkte ich. Ich brauchte nichts. Wenn mir jemand Essen gegeben hatte und ein hungriger Straßenhund oder eine Krähe mich anbettelten, gab ich es ihnen und war glücklich, wenn sie es nahmen. Wenn ich ein Stück Tuch geschenkt bekam, gab ich es an den nächsten Bettler weiter. Ich hatte nie das Bewußtsein, irgend etwas zu brauchen. Ich fühlte mich vollkommen eins mit allem, als Natur, absichtslos und ohne Interesse. Ich fühlte mich eins mit dem Fluß, neben dem ich wanderte — er fließt dahin, trägt Boote und läßt Kinder schwimmen, läßt Wasser wegnehmen und hineingießen — er strömt und verströmt sich. Ich hielt es für die selbstverständlichste und natürlichste Sache der Welt, einfach alles und alle zu lieben, und mir war vollkommen klar, daß die Liebe das eigentliche tiefste Wesen der Dinge ist. Ein-

einhalb Jahre zog ich so durch Indien — hierhin, dorthin —, ich ging mit jedem, der mich einlud. — Ich dachte bei mir: Ist es nicht die größte Freiheit, zu nichts mehr Anhänglichkeit zu zeigen, auch nicht zu diesem Körper, der vergänglich und verweslich ist? Ich beschloß, das Essen und Trinken aufzugeben. Ich wanderte den Ganges aufwärts, in den Himalaya hinein. Eines Tages beim morgendlichen Bad im Ganges überkam mich wieder mit Macht das Bewußtsein des Einsseins mit allem — als wäre kein Unterschied mehr zwischen mir und dem Fluß — als ob mein Körper wegströmen würde ins Endlose. Doch ich überwand die Versuchung, mich einfach wegtragen zu lassen, und wanderte bergauf durch die wunderschöne Landschaft jenseits von Rischikesch. Ich wollte »hinüberwandern« ins Unendliche, in die letzte Freiheit, die Freiheit von den Fesseln des Körpers. Tagelang wanderte ich dahin, ohne Nahrung und ohne Trank. Ich begegnete Panthern und Bären — keiner tat mir etwas zuleide. Ich hatte keinerlei Furcht. Ich traf keinen Menschen in all den Tagen. Ich erinnere mich, daß mich immer wieder die Kraft verließ, daß ich einfach niedersank und wie im Traum weiterwanderte. Ich weiß nur noch, daß ich eines Tages plötzlich aufwachte und einen etwa sechzigjährigen Sadhu neben mir sitzen sah. Er hatte einen Becher mit Milch, die er mir einflößte. Ich ließ alles mit mir geschehen. Ohne mich nach dem Woher und dem Wohin zu fragen, erklärte er mir — ohne Tadel, aber fest und bestimmt —, daß ich so nicht erreichen könne, wonach ich strebe. Ich könne das Einswerden mit dem Absoluten nicht erzwingen — ich müsse reifen und mich umformen in lebenslangem Bemü-

hen. Das Innewerden der Wirklichkeit müsse natürlich kommen, gleichsam wie von selbst — wir könnten nur in unserer Natur die Wege dazu bereiten. Ich bat ihn, er möge mich als seinen Schüler, seinen Chela, annehmen. Ich war sein einziger. Nach etwa drei Wochen gemeinsamen Lebens, als ich wieder genügend zu Kräften gekommen war, erklärte mir mein Guru, er wolle mich nicht an sich binden — ich sei frei, zu gehen und zu kommen. Die Gewöhnlichkeit des Alltags lasse die Schwächen eines jeden Menschen erkennen — es sei ein Hindernis auf meinem Wege. Ich ging fort von ihm mit dem Gefühl, aus einer Traumwelt, aus einem Rausch erwacht zu sein. Ich wußte: Das Ziel, das ich in meinem ›Rausch‹ vor mir gesehen hatte, war richtig — der Mensch soll sich verströmen, er soll die Liebe und das Verschenken zu seiner Natur machen —, aber mein Weg war falsch. Es ist leicht, sich des Körpers physisch zu entledigen, es ist viel schwerer, ihn zum Instrument der Göttlichkeit umzuformen.«

Swami Yogananda hatte mich einen tiefen Blick in seine Seele tun lassen. War es nicht ein tiefer Blick auch in die Seele Indiens?

Er fragte mich nach meiner Berufung. Ich erzählte ihm von meiner Familie, vom Zuhause, von der Schule, von der Kriegs- und Nachkriegszeit, von Begegnungen mit Menschen, vom langsamen Reifen der Berufung, vom Seminar und vom Studium, von schönen und von bitteren Tagen. Ich konnte keine Sensationen berichten, wollte ihn durchaus nicht beeindrucken. Und doch war er zutiefst gerührt. Wie gleich doch im Tiefsten das menschliche Herz überall sei; dadurch, daß wir einander erzählten, wie wir unserer Berufung

folgten, seien wir wahrhaftig Brüder geworden. Tag um Tag hielten wir so unseren Bibel-Satsang. Es waren unbeschreiblich schöne und tiefe Stunden gemeinsamen Betrachtens und Erwägens. Keine Diskussion, kein Vergleichen — nur Bemühen um Einsicht. Nie zuvor hatte ich so gut verstanden, was es heißt, daß Er mitten unter denen ist, die sich zu zweit oder zu dritt in seinem Namen versammeln.

Einmal kam mein Bruder Yogananda am Abend. Ich ahnte, daß etwas vorgefallen war. Er schien beunruhigt zu sein. Sein Guru, der alte Mann, der ihn im Himalaya aufgelesen hatte, habe ihn rufen lassen: Der Guru war alt und schwach und hatte keinen anderen Jünger. Yogananda habe nach Nasik zu gehen, und er gehorchte dem Guru — nicht ohne Schmerz, weil nun unser Bibel-Satsang, der uns beiden so viel gegeben hatte, zu Ende war. Am nächsten Morgen kam er nochmals. Er hatte alle seine Bücher verschenkt und bat mich um eine Evangelienharmonie. Auf das Deckblatt mußte ich ihm eine Abbildung des Gekreuzigten kleben, die er lieb gewonnen hatte. Dieses Buch und die Imitatio Christi wollte er mitnehmen auf seine lange Wanderung — nichts anderes. »Auch unser Leben muß jeden Augenblick ein gekreuzigtes Leben sein«, sagte er leise. Er bat mich um ein paar Worte: was Jesus wohl zu einem Sanyasi sagen würde. Wir versprachen, einander nicht zu schreiben und zu warten, ob Gott uns noch einmal zusammentreffen ließ. Der Mönch soll keine menschlichen Anhänglichkeiten haben. Dann machte er sich auf den Weg — tausend Meilen zu Fuß.

Unwillkürlich ertappte ich mich in den kommenden Wochen und Monaten dabei, wie ich Swami

Yogananda unter den zahlreichen Sanyasis suchte. Einige Male glaubte ich fast, ihn entdeckt zu haben, und ich freute mich, weil er zurückgekommen war. Aber ich hatte mich getäuscht. Als ich dann nach zwei Jahren Vrindaban verließ und nach Bombay zog, hatte ich die Hoffnung aufgegeben, ihn nochmals zu sehen. Wer will unter 500 Millionen Menschen in Indien einen Bekannten finden? Aber er ging mir nicht aus dem Sinn.

Im Anschluß an ein Meeting fuhr ich nach Benares. Es war die Zeit der Kumbhamela im nahen Allahabad, und Benares selbst war unwahrscheinlich überfüllt. Ich stieg am Bahnhof in einen Bus, um nach Godolia zu fahren — es war der falsche Bus, wie ich nachher feststellte. Ich hatte mich gerade auf einen Sitz gezwängt, als ein Sadhu mit erhobenen Händen auf mich zukam: »Mein Bruder Klaus . . . !« rief er laut. Ich war sprachlos. Es war Yogananda. Wir hatten uns mehr als drei Jahre nicht gesehen; er war gerade im Begriff, nach Gaya zu fahren. Er hatte die Kumbhamela besucht und machte einen kleinen Abstecher nach Benares. Ganz absichtslos . . . Mir machte es gar nichts aus, daß ich den falschen Bus erwischte — für mich hätte es keinen richtigeren geben können. Dann erzählte mir Yogananda kurz, was in den drei Jahren passiert war: wie oft er an mich gedacht habe — wie er vergeblich versucht hatte, mich ausfindig zu machen. Er hatte sich seit einem Jahr in einem kleinen Dorf in Maharashtra niedergelassen — 120 Kilometer von Bombay entfernt. Er gab mir seine Adresse.

Als ich nach Bombay zurückkam, erwartete mich schon ein Brief von Yoganandaji. Ich müsse unbedingt so bald wie möglich in sein Dorf kommen,

um mit ihm eine Woche zu verbringen. Wenn das nicht möglich sei, werde er kommen. Ich bat ihn nach Bombay. Wir waren einen halben Tag damit beschäftigt, unsere Erlebnisse auszutauschen. Yoganandaji war weit herumgekommen. Unter anderem hatte er ein längeres Maun-sadhana, eine Schweigezeit, durchgemacht. Er begab sich zu diesem Zweck nach Rajasthan in einen Wald. Die Leute im nahen Dorf warnten ihn: Vor nicht langer Zeit war ein anderer Sanyasi, der dort ein Maun-sadhana versucht hatte, von einem Löwen gefressen worden. Der Löwe hielt sich immer noch in dem Wald auf, und kein Dorfbewohner ging nach Einbruch der Dunkelheit hinein. Yoganandaji erschütterte das gar nicht. Er wollte in der Hütte, in der der andere Sadhu aufgeessen worden war, sein Maun-sadhana beginnen. Die Leute versprachen, täglich ein wenig Essen am Waldrand für ihn aufzustellen. Er verbrachte ruhige Tage im Wald. Bei Nacht hörte er den Löwen brüllen. Das störte ihn weiter nicht. Dann aber kam der Löwe eines Nachts näher. Yoganandaji konzentrierte sich auf sein Mantra »Schiwo'ham — Ich bin Schiwa, der ewige, unsterbliche . . . mein wahres Wesen ist eins mit Schiwa, der Körper ist nicht mein Selbst.« Furchtlosigkeit ist das erste Zeichen der Einswerdung mit Schiwa. Der Löwe kam näher, kreiste um die Hütte, schnupperte und knurrte. »Schiwo'ham«, sagte Yoganandaji immer wieder, »Schiwo'ham, Schiwo'ham, Schiwo'ham . . .« Der Löwe trat in den offenen Eingang der kleinen Hütte. Sein mächtiger Kopf stand deutlich als Silhouette gegen den Nachthimmel. Er knurrte gefährlich. — Schiwo'ham, Schiwo'ham, Schiwo'ham. — Dann senkte er den Kopf und berührte mit der

Schnauze den Fuß Yoganandas, den es in diesem Augenblick wie ein elektrischer Schlag durchzuckte — der Löwe verließ aufbrüllend die Hütte, Yogananda brach in Schweiß aus, zitterte am ganzen Körper vor Furcht. Er brachte es nicht mehr fertig, ›Schiwo'ham‹ zu sagen. — Jetzt lachte er, wenn er davon sprach.

Er war dann später wieder auf Wanderschaft gegangen, und bei einem der vierzehntäglichen Treffen der Warkaris in Dehu hatten ihn ein paar Männer eingeladen, in ihr Dorf zu kommen und dort seine Hütte zu bauen. Sie gaben ihm Land — ein Freund baute ihm einen kleinen Schiwatempel, der ihm auch als Arbeits- und Schlafraum diene. Zwei Meter im Quadrat, das war genug.

Ich war gerührt, als er mir sagte, er habe oft, wenn er sehr niedergeschlagen war, an mich gedacht und darin Aufmunterung gefunden. Zum Abschied meinte er, er habe geglaubt, er könne durch das Wiedersehen mit mir hier in Bombay seinen seelischen Durst löschen — aber der sei nur noch größer geworden. Ich müsse unbedingt ein paar Tage mit ihm verbringen. Ich versprach es. Sobald ich mich freimachen konnte, fuhr ich zu ihm. Er empfing mich am Zug mit einigen seiner Freunde vom Dorf — einfache, gerade junge Bauern, die jeden Abend mit ihm zusammen geistliche Lieder sangen und sich von ihm in das innere Leben einführen ließen.

Er hatte es arrangiert, daß wir einen kleinen leerstehenden Bungalow für drei Tage bekamen. Ein Freund aus Poona, dem er von meinem bevorstehenden Besuch erzählt hatte, hatte große Körbe voll Lebensmittel geschickt. Er wußte, daß ich die Musik liebe, und so hatte er gleich drei von den

Bhaktas aus dem Dorf mitgebracht, die jeden Morgen und Abend einige Stunden lang sangen und spielten und Bhajans rezitierten. Noch immer gehen mir die Melodien nicht aus dem Kopf.

Wir verbrachten den ganzen Tag miteinander am Stausee und sprachen über das innere Leben. Immer noch verlangte er danach, von Gott voll und ganz überwältigt zu werden, in einer Ekstase Gott zu sehen. Er kam sich unwürdig und unrein vor. Er bat mich wiederum, ihm das christliche Sadhana zu erklären — den Weg zu Gott, den Christus gelehrt hatte. Er selbst war seit langer Zeit damit beschäftigt, die Gita zu studieren und zu kommentieren. Jeden Tag nahm er sich einen Vers vor; am Morgen meditierte er darüber, am Nachmittag las er, was andere in Kommentaren dazu gesagt hatten, und am Abend schrieb er seine eigenen Gedanken in ein dickes Heft. Er zeigte mir einige mit seiner feinen Handschrift angefüllte Bände. Es war die Summe seiner Erfahrungen mit Gott. Er zeigte mir seinen Schiwa — eine kleine Marmorfigur. Er hatte oberhalb der Schiwastatue Vorrichtungen angebracht, die es ihm ermöglichten, Schiwa von verschiedenen Seiten zu beleuchten: Jedesmal zeigte er sich anders — drohend, lächelnd oder in sich versunken. Yoganandaji konnte stundenlang vor Schiwa meditieren.

Wir stiegen eines Nachmittags über den Berg, an dessen Fuß wir dann kampierten, um die berühmten buddhistischen Höhlen von Karla zu sehen. Eineinhalb Stunden führte der Weg durch spärlichen Wald. Dort leben noch nomadisierende Stämme davon, etwas Holz zusammenzutragen und Gras auf den Abhängen zu schneiden, das sie dann verkaufen. Sie haben keine Häuser und kein

Vieh. Aber sie sind kräftig und freundlich. Karla selbst ist ein Erlebnis — besonders die große Cai-tya-Halle.

Wir ruhten in einer der größeren Versammlungshallen aus. Yoganandaji begann mit seiner wohlklingenden Stimme: »Buddham saranam gacchami, dhammam saranam gacchami, sangham saranam gacchami« — die drei Juwelen des Buddhismus. Es klang dumpf in den leeren Zellen.

Die Männer des Dorfes, die Yoganandaji eingeladen hatten, ließen es sich nicht nehmen, auch ein kleines Fest aus Anlaß meines Besuches zu veranstalten. Sie holten uns mit Ochsenwagen ab. Im Dorf mußten wir alle Häuser aufsuchen. Keines war reich — aber alle waren sie sauber und freundlich. Die Kinder gaben sich zuerst etwas verlegen, aber bald wurden sie zutraulich. Das Essen war wie immer gut und wurde mit großer Liebe serviert. Es fiel mir nicht leicht, Abschied zu nehmen. Man brachte mich mit einem Ochsenwagen zum Zug. So viele nur in den Wagen hineinpaßten, gingen mit. Die Fahrt dauerte nicht lange — die Ochsen waren gute Renner. Ehe wir zum Bahnhof kamen, sahen wir einen anderen Ochsenwagen; der Besitzer war gerade ausgestiegen und hatte sich am nahen Fluß zu schaffen gemacht. Unser Fahrer, der die Ochsen kannte, rief ihnen zu: »Ho! Ho!«, und die Tiere setzten sich mit dem leeren Wagen in Bewegung, dem Dorf entgegen. Der Besitzer kam bald, wollte sehen, was los war, und lief schreiend hinter uns her.

Als der Zug abfuhr, streckten mir alle noch einmal gleichzeitig die Hände entgegen: Ich solle sehr bald wiederkommen. Swami Yoganandaji habe sich so gefreut — und sie mit ihm.

Er hat danach wieder für ein Jahr Maun-sadhana begonnen. Wenn die Zeit vorbei ist, werde ich ihn wieder besuchen. Ich denke oft an ihn.

Manchmal nehme ich seinen letzten Brief zur Hand: »He Nilakantha« hatte er darüberschrieben: »O Schiwa mit der blauen Kehle.« »Mein lieber Bruder!« begann der Brief. »Meine Brüder vom Dorf und ich möchten Dich sehr gerne wiedersehen. Du mußt bald kommen. Wir werden Dich mit dem Ochsenwagen vom Bahnhof abholen. Ich habe viel mit Dir zu besprechen. Ich bin unruhig. Mit Liebe und Gruß Dein Bruder Yoganand.«

Der Delhi—Kalkutta—Janata, ein Schnellzug, der nur Wagen dritter Klasse führt, war wie immer überfüllt. Die Gänge und Bodenräume zwischen den Abteilen waren längst besetzt. Die Türen waren blockiert mit ganzen Türmen von Blechkoffern und Kisten — wer herein oder hinaus wollte, mußte die nicht sehr großen Fenster benutzen. Auf den Sitzbänken hatten es sich diejenigen bequem gemacht, die das Glück hatten, als erste da zu sein. Sie hatten ihre Schlafsäcke ausgebreitet und dösten dahin. Niemand und nichts konnte sie dazu bewegen, ihre Beine auch nur eine Handbreit einzuziehen. Auch Mütter mit kleinen Kindern auf der Hüfte, die stundenlang neben ihnen standen und sich vor Müdigkeit kaum noch auf den Beinen halten konnten, störten sie nicht im geringsten. Im Gegenteil, sie wurden buchstäblich handgreiflich, als jemand den Versuch machte, sich eine Kante der Sitzbank zu erobern.

Ein kleiner Bub zwängte sich durch die hockenden und liegenden und stehenden Menschenknäuel. »Polish, Polish!« rief er mit heller Stimme. Er wollte Schuhe putzen. Das Geschäft leidet darunter, daß die meisten Leute noch immer keine Schuhe tragen. Trotzdem, in den Schnellzügen gibt es immer Schuhbesitzer, und so gibt es auch viele Schuhputzertungen mit kleinen Leinensäckchen, in denen sie zwei Bürsten, zwei Dosen Schuhcreme und einige Lappen haben — ein sehr beweglicher und aufmerksamer Kundendienst, dem kein Schuhträger entgeht. 15 Paise kostet eine Behandlung. Die kleinen Buben sind Artisten; mit Eifer und Hingebung holen sie das Letzte an Glanz aus

alten, abgetragenen Schuhen heraus. Die meisten haben keine Eltern mehr — und so leben und arbeiten sie in Zügen und auf Bahnhöfen.

Ein Dicker in unserem Abteil trug Schuhe — schöne helle Schuhe. Unser kleiner Schuhputzer sah sie sofort. Mit Eifer machte er sich daran, sie zu polieren. Sie glänzten wie neu, und der Bub zeigte sie mit einem Anflug von Künstlerstolz dem Besitzer. Er wollte 15 Paise haben — rechnete vielleicht auch mit etwas mehr; der Dicke schien es zu haben. Doch er gab ihm 12 Paise und sagte, er habe immer nur 2 Annas bezahlt. Mehr gebe er nicht. Der Kleine streckte die Hand aus und sagte: »Noch 3 Paise.« Der Dicke tat, als habe er das nicht gehört. Als der kleine Schuhputzer nicht locker ließ, wurde er wild. Er gebe prinzipiell nie mehr als 2 Annas. Die Augen des Kleinen begannen zu flackern — mit einem Ausdruck höchster Verachtung warf er die 2 Annas auf den Boden, spuckte darauf und verschwand. Der Dicke beruhigte sich langsam — und steckte die 2 Annas wieder ein.

Man murrte, man mißbilligte, aber niemand tat mehr. Ein junger Mann neben mir sagte mit Verachtung: »Sie sehen, Father, das sind unsere Kapitalisten.« Da man als Ausländer besser vorsichtig ist, wollte ich nicht bei den Kapitalisten anknüpfen, und so fragte ich ihn, ob er ein Christ sei, weil die Hindus einen gewöhnlich nicht mit Father ansprechen. Nein, er war kein Christ. Auch kein Hindu. Er war bei den Jesuiten in Kalkutta zur Schule gegangen, und er sprach mit Hochachtung von ihnen. Er sah wie ein Mittelschullehrer aus und war Mitglied der KPI. Die Verbindung von St. Xavier's College und KP war für mich noch

etwas neu. Er sah mein Erstaunen. Er habe nichts gegen die Patres oder die Christen im allgemeinen. Er erkenne ihren Idealismus, ihre Arbeit und ihre Einsatzbereitschaft an. »Aber wir brauchen mehr — stärkeren Stoff. Das Christentum ist reaktionär, verteidigt immer den Status quo — ist zu sehr selbst mit dem Kapitalismus verbunden. Das Christentum kann uns auch nicht mehr helfen. Der Christengott macht auf unsere Kapitalisten keinen Eindruck, Humanität und Gerechtigkeit noch weniger. Nur Geld und massive Gewalt. Schauen Sie sich Kalkutta gut an.«

Übernächtigt und übermüdet stieg ich nach dreißig Stunden Fahrt aus dem Abteil, um gleich von meinem Swami in Begleitung eines bescheidenen netten Herrn empfangen zu werden. Die übliche Blumengirlande zur Begrüßung — dann stiegen wir in den nicht mehr sehr neuen Wagen des Herrn, der unser Gastgeber in Kalkutta sein sollte. Swami hatte mich eingeladen, ihn auf seiner Geburtstags-tour zu begleiten, die seine Anhänger und Freunde in seiner Heimat Bengalen vorbereitet hatten. Dazu gehörten auch einige Tage Kalkutta.

Unser Gastgeber war ein nicht unvermögender Geschäftsmann: Seine Familie war Treuhänder über einen Tempel, zu dem große Ländereien und viele Läden in einer Straße der Innenstadt gehörten. Er hatte sein eigenes Geschäft und verwaltete das Tempelvermögen. Ein Teil davon mußte vertragsgemäß dazu verwandt werden, jedes Jahr ein größeres Volksfest zu bestreiten. Wir wurden freundlich und gut bewirtet. Für die Leute aus Kalkutta geht nichts auf der Welt über Kalkutta. Für einen Fremden ist die Stadt erschütternd.

Mit unguuten Gefühlen im Magen weist man die Anrufe der Rikschakulis zurück. In Kalkutta gibt es noch Tausende jener zweirädrigen kutschenähnlichen Rikschas, die von einem Menschen gezogen werden, der zwischen den Geschirrstangen läuft. Man lehnt ab, weil man es nicht ertragen kann, daß ein schweißstriefender armer Teufel einen die Straße entlangzieht, die man mit zwei gesunden Beinen auch entlanggehen kann. Und man bringt den armen Teufel um einen Verdienst von 25 Paise.

Menschenkraft ist billig in Kalkutta — billiger als Dieselöl. Man sieht viele schwere zweirädrige Karren mit langen Bambusleitern, auf denen tonnenweise Getreide, Ölkanister, Gemüseboxen und Stoffballen aufgetürmt sind — gezogen und geschoben von sechs oder acht schweißstriefenden Männern. Wohnungen sind Mangelware in dieser größten Stadt Festlandasiens. Millionen von Flüchtlingen strömten nach der Teilung Indiens aus Pakistan herein. Millionen von Leuten aus den umliegenden Provinzen suchen Verdienst. Viele konnten sich in einem der kilometerlangen Slums eine Hütte aus Kisten, Pappe und Bambusmatten bauen. Viele Tausende kampieren Nacht für Nacht auf den Fußwegen der Straßen. Ihre ganze Habe ist in eine alte Decke eingewickelt.

Die Armut und das Elend sind kraß — ebenso kraß ist der Reichtum. Ein enormer Handel wickelt sich in dieser Zehnmillionenstadt mit ihrem wichtigen Hafen ab. Tausende werden zu Millionen. Manche haben Geschmack und statten ihre umfangreichen Wohnungen mit Kunstsinne aus. Andere sind primitiv. Mit schmierigem, hinterlistigem Lächeln wird man verabschiedet.

Die heiligen Kühe trotten mißmutig auf den überfüllten Straßen dahin, wühlen im Abfall nach etwas Genießbarem. Sie fressen auch Papier. Die Leute, die nicht laufen können und kein Haus haben, liegen an der Straße. Manche der Vorübergehenden werfen ein paar Pfennige in ihre Blechbüchsen. Kinder kommen und betteln — man teilt die Pfennige aus. Das lockt mehr Kinder herzu, und schließlich ist man von einer Meute von vier- bis zehnjährigen Buben und Mädchen umgeben, die nicht mehr lockerlassen.

Der Kommunist im Zug hatte gemeint, in Indien müsse man ständig ein schlechtes Gewissen haben, wenn man eine anständige Wohnung besitzt, einen guten Anzug im Schrank hängen und etwas Gutes zu essen hat. Der Kommunismus werde das schlechte Gewissen abschaffen.

Am Straßenrand saß ein kleines Mädchen — glücklich damit beschäftigt, Erdnüsse aus einem kleinen Tütchen hervorzuholen und aufzuknabern. Ein kleiner Besitz — ein kleiner Feiertag. Von rückwärts kam ein älterer Affe mit zwinckernden Auglein und blankem rotem Hintern. Die Situation schien ihn zu amüsieren. Ehe irgend jemand es sich versehen konnte, tat er einen Satz nach vorne und riß dem kleinen Mädchen die Tüte mit den Erdnüssen aus der Hand. Es dauerte ein paar Augenblicke, bis das Kind begriffen hatte, was vorgefallen war. Der Affe saß auf einer Mauer und knabberte sachkundig mit listigem Augenzwinkern die Erdnüsse auf. Das Mädchen brach in einen Strom von Tränen aus. Einen Affen rühren die Tränen eines kleinen Mädchens nicht. Er hat seine Erdnüsse — das genügt. Auch Tiere

sind grausam. Ob sie es von den Menschen gelernt haben?

Wir verließen Kalkutta am frühen Morgen, um rechtzeitig in Hingalganj im 24-Parganas-Distrikt anzukommen. Die letzte Bahnstation hieß Canning. Dann hörten die Schienen einfach auf. Doch das Meer war noch mindestens hundert Meilen entfernt. Unzählige große und kleine Flußarme und Kanäle zerteilten das Land. Wir waren im Gangesdelta in Bengalen. Die Luft ist immer feucht und schwül hier, das Land ständig grün und saftig. Hohe Kokospalmen wiegen sich in der Brise. Die Sonne glitzerte und schimmerte auf den Wellen. Hübsche Motorboote für den Passagierverkehr und mächtige geschwungene Barken für die Lasten, schmale kleine Fischerboote und Dschunken mit quadratischen Segeln belebten das Bild. Unser Motorboot rauschte fröhlich durch die Gewässer. Der Kanal war hier vielleicht eine halbe Meile breit. Nach kurzer Zeit trafen wir auf einen weiteren Kanal, und dann sah es so aus, als ob wir auf offener See wären. Doch es war nur eine ›Kreuzung‹ — und wir waren wieder in einem Kanal. Ein Dorf kam in Sicht — die freundlichen schilfbedeckten Hütten lugten unter den dichten Büscheln der Palmen hervor. Am Ufer winkten Leute dem Boot zu — es sollte halten. Eine Hühnerleiter wurde herabgelassen. Frauen in bunten Kleidern balancierten mit auf der Hüfte reitenden Kindern und großen breiten Körben auf dem Kopf herauf. Fischhändler brachten ihre Ladungen. Schulkinder hüpfen herein — für sie war das Boot der ›Schulbus‹. In der Ferne sah man ein Bäuerlein mit flatternden Tüchern rennen. Das Boot hupte ungeduldig. Atemlos kam

das Bäuerlein dahergestolpert. In der Ferne sah man wieder jemand laufen. Auch ihm gelang es noch mitzukommen. Und dann sah man wieder jemand laufen . . . Der Fahrer des Bootes begann, leise vor sich hinzuf্লuchen. Aber er wartete. Und als er dann doch abgestoßen hatte und in der Ferne nochmals eine Familie mit einer größeren Kinderschar schreiend und winkend zu verstehen gab, auch sie wolle noch mit, kam er abermals zurück und legte ein zweitesmal an. Es war eine Wonne, durch die glitzernde Herrlichkeit zu fahren, zu beiden Seiten die Kokoshaine und die netten Dörfer. Die Sonne ging in einer Symphonie von Rot und Gold und Blau unter. Wir hatten die Endstation auch dieses Bootes erreicht. Wir hatten nun kleinere Kanäle zu befahren, brauchten kleinere Boote. Die Leute aus unserem Dorf hatten schon auf uns gewartet. Eine vollständige Musikkapelle mit vielen Trommeln und Klappern begann zu spielen — wir bekamen Blumenkränze um den Hals, die ersten Reden, Früchte und Tee. Dann wurden wir in ein kleines, schmales Fischerboot geladen. Immer wieder kam noch jemand hinzu, bis wir schließlich so knapp über dem Wasser waren, daß die Dörfler selbst Zweifel bekamen. In den Kanälen wimmelt es nämlich von Haien und einer besonderen Art von nicht sehr menschenfreundlichen Krokodilen. Es dauerte eine Zeitlang, bis wir die Insassen überzeugt hatten, daß nicht alle mitfahren konnten. Schließlich lagen wir hoch genug über dem Wasser. Die Kanäle wurden immer schmaler und immer zahlreicher. Ein silberner Mond spiegelte sich in den schwarzen Wassern — links und rechts standen die scharfgeschnittenen Silhouetten der Kokospalmen — lang-

gezogene Schreie von Wasservögeln waren neben dem ruhigen Klatschen der Ruder und dem Rieselnd der Wassertropfen der einzige Laut. Es war wie eine Fahrt durch eine Märchenlandschaft. Plötzlich deutete unser Ruderer zur Seite. Eine Tigerinsel, bemerkte er. Die berühmten Tiger von Bengalen sind nun auf einige dieser Deltainseln beschränkt — die Kanäle sind zu breit für sie, und so sind die anderen Inseln sicher. Stunde um Stunde zogen wir durch die dunklen Wasser — der Mond stieg immer höher am Nachthimmel herauf. Zu beiden Seiten glänzten die Ufer, das Wasser floß der See zu. Nochmals eine Biegung, und wir sahen helle Lampen am Ufer. Der Ruderer stieß einen lauten Ruf aus — sofort erklangen vom Ufer her die Trommeln und Schellen. Es war beinahe Mitternacht, aber das ganze Dorf hatte auf uns gewartet. Alle sangen und klatschten in die Hände — die Trommeln bumsten, und das kleine tragbare Harmonium leierte die Melodie, nach der alle tanzten. Wieder Girlanden, Reden, Süßigkeiten. Wir sollten dann noch ein festliches Mahl einnehmen. Ich wollte meine Kleider wechseln, die vom Uferschlamm verschmutzt waren, und die Gastgeber, die den Raum füllten, stimmten zu. Es dauerte eine Zeit, bis ich sie überzeugt hatte, daß ich zum Umziehen keine Zuschauer brauchte. Widerstrebend verließen sie das Zimmer, um sich an den Fenstern aufzubauen. Die Nasen steckten sie durch die Gitterstäbe, um zu sehen, was ich nun machte. Sie standen immer noch da, als ich ins Bett stieg. Etliche Male wurde von außen her mit einer hellen Benzin-Drucklampe ins Zimmer geleuchtet, vermutlich dann,

wenn neue Besucher aus anderen Dörfern kamen, die den Gast noch nicht gesehen hatten.

Am nächsten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, begannen die eigentlichen Geburtstagsfeierlichkeiten für den Swami. Eine Gruppe von Männern kam mit Schellen und einem tragbaren kleinen Harmonium singend und tanzend heran — Nagara Kirtan nennt man das. Sie fuhren fort zu tanzen und zu singen, als sie vor das Haus kamen, in dem wir Quartier bezogen hatten. Sie behängten das Geburtstagskind mit Girlanden und zogen dann tanzend und singend wieder ab. Den ganzen Tag über kamen die Leute — zum Teil hatten sie sogar ohne Ausweis unter Lebensgefahr den Kanal überquert, der die Grenze zu Pakistan bildet.

Zu Mittag war ein großes Festessen angesagt. Die Dorfbewohner und Freunde des Swami hatten Reis und Gemüse und Süßigkeiten gestiftet — seit Tagen war man am Kochen. Riesige Kessel dampften über Feuerlöchern, die wie junge Vulkane aussahen. Zweitausend Leute sollten zu Ehren des Swami gefüttert werden. Die Kinder waren in Scharen da — schon längst vor Beginn des Essens. Sie schauten nach, was gekocht wurde, leisteten kleine Dienste, fegten den Boden frei und holten Wasser. Dafür bekamen sie die ersten Kostproben.

Punkt zwölf Uhr erklangen die Schellen und die Trommeln vor dem kleinen Tempel des Swami Sangha, auf dessen Grundstück die ganzen Feierlichkeiten stattfanden. Unter Glockengebimmel, Singen und Rezitieren von Bhajans und einem eigentümlichen schrillen Schreien der Frauen wurden hübsch dekorierte Messingschüsseln gebracht,

auf denen die Mahlzeit des Gottes angerichtet war: Krischna bekommt täglich als erster das Mahl serviert — im Tempel und in den Häusern. Er bekommt es wirklich — so wie er wirklich gegenwärtig ist in seiner Murti. Dieser ›Tischsegen‹ dauerte vielleicht eine Viertelstunde. Dann ließ sich die erste Gruppe der Gäste auf dem freien Platz vor dem Tempel nieder. Man saß einander in parallelen Reihen gegenüber — am Boden natürlich, mit gekreuzten Beinen, wie immer. Jeder bekam ein sauberes Bananenblatt als Teller. Zuerst spritzte man Wasser darauf, dann sprach man einen kleinen Mantra, dann kam der erste Gang: Aus einem mächtigen Eimer wurde eine Ladung Reis auf das Bananenblatt gekippt. Der Reis war festtätig mit Zimt und Rosinen und Safran gekocht. Dann kamen der Reihe nach mächtige Eimer aus Messing, aus denen verschiedene Arten Gemüse, Dal und Curry gereicht wurden. Das Essen war natürlich strikt vegetarisch — aber unwahrscheinlich gut. Die indischen Köche — wenn sie gut sind — verstehen es meisterhaft, mit Gewürzen umzugehen und die interessantesten Gerichte zu fabrizieren. Als Tischgetränk gab es wie immer Wasser, das man aus Metallbechern trank. Im Deltagebiet schmeckt alles Wasser leicht brackig und salzig — wegen der Nähe des Meeres. Quellen gibt es natürlich keine. Nur die reicheren Leute können es sich leisten, an Stelle des brackigen Brunnenwassers die Milch der Kokosnüsse zu trinken — sie ist etwas süßlich, mit leichtem Kokosgeschmack —, eine wirkliche Labsal vor allem dann, wenn alle anderen Getränke salzig schmecken.

Das Essen zog sich über viele Stunden hin. Nicht,

daß alle so lange gegessen hätten: es kamen immer neue Schichten von Essern. Jeweils nach einer halben Stunde, in der die meisten erstaunlich große Portionen vertilgten, wurde gewechselt. Bei der letzten Schicht gegen vier Uhr nachmittags fanden sich schon wieder einige ein, die bei der ersten Schicht mitgetan hatten . . .

Am Nachmittag kam dann die Intelligenz — die Lehrer, Schulmeister, Pandits und kleinen Beamten der Umgebung. Ihre Fragen waren interessant, zumindest für ein Bauerndorf. Man müßte in Deutschland wohl weit gehen, bis man ein Dorf fände, in dem mit solcher Ernsthaftigkeit und solch echtem Interesse Fragen diskutiert werden wie die, ob Gott eine Form habe oder ob er ohne Form sei, ob es *einen* Erlöser gebe oder viele, ob man Gnade verdienen könne oder nur geschenktweise erhalte . . . Gewiß, es sind die Fragen, die zum klassischen Bestand der indischen philosophisch-religiösen Diskussion gehören — aber die Zähigkeit und Kompetenz, mit der sie diskutiert werden, sind bemerkenswert. Stunden um Stunden saßen wir, sprachen, diskutierten — gelegentlich machte der eine oder andere einen harmlosen Witz dazwischen. Einige kamen, einige gingen. Die Kinder waren besonders eifrig. Sie wurden von den Älteren angeleitet, sich zum Zeichen der Ehrfurcht vor dem Swami niederzuwerfen und seine Füße zu berühren. Die kleinen Buben machten es mit Schwung. Sie gingen in volle Deckung — warfen sich flach auf den Bauch und streckten alle viere von sich. Die Erwachsenen machten es etwas graziöser — sie ließen immer einen größeren Geldschein zu Füßen des Swami zurück.

Jeden Abend war eine große Versammlung in

einem der Dörfer in der Umgegend, wohin wir dann transportiert wurden. Überall hatte man tagelang vorbereitet. Junge Bananenbäume wurden abgehauen und als Verzierung an die Pfosten der Eingangsportale gestellt. Blumengirlanden überall. Ein großes Podium mit Zeltdach war für die Prominenz aufgebaut. Schon seit Wochen zirkulierten gedruckte Einladungen — in allen lokalen Zeitungen war unser Kommen groß angekündigt. Die Feiern dauerten meist bis in den frühen Morgen hinein. Aber alle die vielen Tausende, die gekommen waren, hielten aus. Ich mußte natürlich auch jeweils sprechen — über Christus. Aus Mitleid mit den Leuten, die sich schon so viele und lange Reden und Predigten über Krischna und Radha angehört hatten, glaubte ich, es kurz machen zu sollen, und begnügte mich mit wanzig Minuten. Ob die Leute zuhören, kann man nicht sagen. Es sieht jedenfalls stets so aus, als ob ihre Augen an den Lippen des Redners hingen. Nach mir sprach ein anderer Vaischnava. Er griff eines der Worte Jesu auf, die ich zitiert hatte: »Vater, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie tun«, und predigte selbst eine Stunde lang darüber. Während er sprach, kam einer der Festveranstalter zu mir und sagte, meine Ansprache sei viel zu kurz gewesen; die Leute erwarteten, daß ich mindestens eine Stunde spräche. So mußte ich ein zweitesmal reden, eine Stunde lang. Man braucht hier nicht um Stoff verlegen zu sein — ein religiöses Thema ist immer willkommen. So erzählte ich ausführlich über das Leben und Wirken Christi, über den Sinn des christlichen Priestertums, über die Kirche. Mein Swami wiederholte es auf bengali.

An einem Abend wurde speziell mir zu Ehren ein

Fest gegeben: In allen Zeitungen waren Einladungen erschienen. Auf den Programmen stand 4.30 p. m. Um 5.30 p. m. war noch niemand da. Aber man begann, Teppiche auszubreiten und Mikrophone aufzubauen. Gegen sieben Uhr war es dunkel — und dann kamen sie. Der Platz war vollständig gefüllt. Die Lichter funktionierten halbwegs — das Mikrophon war gut gelaunt. Der Manager des Festes war vollkommen heiser — er hatte seine Stimme bei den Vorbereitungen buchstäblich verschlissen. In feierlicher Prozession bewegten wir uns auf das erhöhte Podium zu. Blumenkränze, Girlanden, noch mehr Blumenkränze — Trommeln und Harmoniums und Schellen erklangen. Dann kamen Reden, zahllose Reden. Eine auch von mir natürlich. Jeder, der im Umkreis von fünfzig Meilen Rang und Namen hatte, hielt eine Rede. Dann wurden die Willkommensadressen verlesen: auf bengali und englisch. Die Texte waren bereits gedruckt und hinter Glas eingerahmt; nach der Verlesung bekam ich sie zum Mitnehmen ausgehändigt.

»Oh, der große Heilige von Ost und West!« lautete die Anrede. »Heute, aus Anlaß deiner gnädigen Ankunft in diesem unserem bescheidenen Dorf möchten wir, die Einwohner von Hingaljanj, die wärmsten und herzlichsten Glückwünsche aussprechen. Mögest du gesegnet werden mit immer größerer Glorie bei der Verbreitung und Entwicklung unserer Ideen und in der Verkündigung der Botschaft vom barmherzigen Herrn, dem Schöpfer dieses Universums. — Das große Verlangen nach göttlicher Realisierung hat Deinen Geist überwältigt, und Du hast beschlossen, Dein Leben der leidenden Menschheit zu widmen. Das faszi-

nierende Leben und die Lehre von Schri Chaitanya haben Deinen Sinn gefangen, und Du hast beschlossen, den Menschen seine vornehmen und universalen Ideen von Liebe und Opfer darzulegen. Du bist ein aufrichtiger Anwalt der Wahrheit und zögerst nicht, auch die liebsten Ideen aufzugeben, wenn Du es in der Suche nach universaler Wahrheit für nötig findest. Du hast diese weltlichen Affären der gewöhnlichen Leute aufgegeben und hast Dich zurückgezogen zum großen Dienst an der Menschheit — sie zu erheben von dieser engen Umgebung. Du bist warhaft würdig, das innerste Wesen der Stimme der Seele Indiens auszudrücken. Du kannst Indiens Volk erlösen von dem Einfluß des kriegslüsternden Geistes des Teufels. Du hast unendlich wohlthätige Dienste den Menschen in Ost und West erwiesen durch die Verbreitung der heiligen Botschaft der Religion der Liebe. — Mögest Du lange leben für die geistliche Wohlfahrt der ganzen Menschheit.« In einer zweiten Willkommensadresse, die folgte, wurde meinen Verehrern gesagt, daß ich »von einer frommen Familie von Mönchen in München geboren wurde« und daß »Sanatana Dharma, sonst als Hindu-Religion bekannt, ewig und selbst-offenbar ist, nicht von Menschen gemacht, sondern von Gott gegeben. Es ist die ewige Religion aller bestehenden Lebewesen«. Sie schloß mit dem Wunsch: »Möge der Herr Schri Krishna, unser Erlöser und Lehrer, Dir langes Leben schenken zum Dienst an der ganzen Menschheit.«

Die Versammlung dauerte weiter an — Bhajans, Reden, Reden, Bhajans . . . Ein etwa achtzigjähriger Mann kam heran — er hatte vor kurzem einen leichten Schlaganfall erlitten und war rechts-

seitig etwas gelähmt. Er fragte mich, ob er durch meinen Segen wieder gesund würde. Dies hängt von Gottes Willen ab, antwortete ich ihm. Jedenfalls sollte ich ihm die Hände auflegen. Ich tat es. Dann ging er zum Swami, um auch um seinen Segen zu bitten. Es war zwei Uhr morgens, als die Versammlung zu Ende ging.

Am nächsten Tag mußte ich von Haus zu Haus gehen — alle wollten mich wenigstens einmal füttern. Die meisten Häuser gehörten kleinen Landbesitzern: Ein halbes Hektar oder ein Hektar ist der Durchschnitt. Der Boden ist gut, das Klima tropisch — man braucht nicht viel. Aber auch dieses kleine Stück Land wird meist nicht vom ›Herrn‹ bearbeitet. Er stellt sich einen Knecht an — und sitzt zu Hause herum. Mich wunderte nicht mehr, warum es auch in solch frommen, weltabgelegenen Dörfern so viele gab, die bei den Wahlen für die Kommunisten stimmten.

Der Abschied war bewegend — man brachte mich mit großer Begleitung zum Boot, das mich zurück nach Kalkutta bringen sollte. Die Fahrt war ebenso schön und ungetrübt — heller Sonnenschein, glitzerndes Wasser, frohe Farben. Und doch war ich nachdenklicher geworden, hatte meine Gedanken nicht mehr so sehr bei der Schönheit der Landschaft. Was hatte sich in diesen Tagen ereignet? Außerlich nur Schönes, Erfreuliches. Aber so einiges war mir aufgegangen. Ich verglich die Reise in der Begleitung des Swami mit einer ähnlichen in Begleitung eines katholischen Missionars durch Dörfer in Zentralindien, die ich ein Jahr vorher gemacht hatte. Was war ›echter‹? Wie weit war es der Kirche in Indien gelungen, die Herzen anzusprechen und zu gewinnen?

Die Rückfahrt im Zug war der Hinfahrt ziemlich ähnlich. Überfüllte Abteile — ich bekam wenigstens noch einen Sitzplatz für die dreißig Stunden, die mir bevorstanden. Eine Familie mit acht Kindern hatte den Boden eines Abteils als Schlafquartier bezogen. Gegen Morgen versuchten die Leute, sich nacheinander zum Waschraum durchzuzwängen. Die Kinder schliefen. Ein Mann schien noch etwas schlaftrunken zu sein. Er trat mit seinem Schuh einem der Kinder mitten ins Gesicht, natürlich nicht in böser Absicht. Die Mutter fing an, zu schimpfen und mit den Fäusten zu arbeiten. Der Mann war etwas verlegen. Die Stimmung war gegen ihn. Er zog seine Geldbörse heraus. Er entnahm ihr den Schlüssel seines Koffers, um sein Waschzeug zu holen, und verschwand. Das Gesicht des kleinen Bubens war inzwischen angeschwollen — Blut kam aus Nase und Mund. Der Mann kam vom Waschraum zurück — gut rasiert, gut gelaunt. Er war verärgert, weil der Bub inzwischen seinen Fensterplatz eingenommen hatte.

Ich mußte auf der Junction warten, ehe ich Anschluß nach Vrindaban bekam. Ich ging zur katholischen Pfarrei. Als ich dem Pater erzählte, wo ich gewesen war, lachte er mich aus. Zu ihm kam niemand, um über Religion zu sprechen — man wollte nur Milchpulver, Öl und Mehl von ihm, Geschenke der amerikanischen Katholiken. Niemand fragte, ob Gott seine Gnade frei schenke oder ob man sie verdienen müsse. Um die konkreten Geschenke des Missionars zu bekommen, mußte man tun, was er einem sagte. »Mit deinem Idealismus kommst du nicht weit«, sagte er, und er mochte recht haben. Ich hatte noch nie Erfolgs-

und Taufstatistiken nach Hause geschickt. »Wir sind Realisten«, sagte er. »Komm, iß mal wieder Fleisch, damit du auf vernünftigeren Gedanken kommst.«

INDISCHE WEIHNACHT

Gopalji rüstete für das Fest der Geburt seines Herrn und Gottes: Es war der siebte Krischnapakscha des Monats Schravana im Jahre zweitausendundeinundzwanzig Vikram. Gopalji war vierundsiebzig Jahre alt — er hatte das Leben hinter sich. Seine Frau war schon vor vielen Jahren gestorben, die Kinder seiner Söhne waren bereits erwachsen. Er hatte keine Wünsche mehr, stellte keine Ansprüche an das Leben. Dieses Fest blieb der Höhepunkt im Ablauf des Jahres; seit er hierher gekommen war in die Stadt, in der vor vielen tausend Jahren sein Gott und Herr als Mensch geboren wurde, gehörte all seine Liebe ihm und dem Andenken an Seine glorreiche Geburt.

Den ganzen Tag über hatte er gefastet. Kein Körnchen Reis, kein Tropfen Wasser war über seine Lippen gekommen. Es war heiß und schwül — der Monsun hatte eingesetzt. Die Felder waren schon grün, das Laub der Bäume war dicht und dunkel. Mensch und Tier würden wieder Nahrung haben und Wasser, das lebenspendende Wasser. Es war alles die Gnade des Herrn — mit seinem Kommen blühte die Welt auf, mit seiner Ankunft kam der Segen des Himmels auf die Erde. Die Pfauen in den Bäumen stießen ihre langgezogenen klagenden Schreie aus — sie kündeten Regen an. Blauschwarze Wolken türmten sich am Himmel auf.

»Wie schön der Herr ist«, kam es Gopalji in den Sinn, als er die kleine metallene Figur des göttlichen Kindes wusch und bekleidete. Mit großer Liebe legte er ihm die festliche Robe aus gelber

Seide um. Die kunstvolle silberne Wiege polierte er mit feuchter Erde und weichen Tüchern. Dann legte er das Kind auf seidene Kissen. Er steckte die Weihrauchstäbchen in den Halter und ordnete die vielen kleinen Schüsselchen und Geräte, die für die Puja, den Gottesdienst, nötig sind.

Es begann zu dunkeln. Blitze durchzuckten den Abendhimmel. Einer nach dem andern kamen die Freunde, die täglich mit ihm zusammen das Lob Gottes sangen. Sie ließen ihre Sandalen vor dem Eingang stehen, warfen sich vor dem Bild des Herrn zu Boden und berührten dann zum Zeichen der Ehrfurcht die Füße Gopaljis. Mit untergeschlagenen Beinen setzten sie sich auf den Teppich vor dem Schrein. Leise intonierte Gopalji den ersten Bhajan: »Gopala gokula vallavi priya gopagosuta vallabham . . .« Die meisten begannen mit einem rhythmischen Klatschen der Hände, einer markierte mit einer Dhol-Trommel den Takt, mehrere ließen die Zimbeln erklingen, der Gesang blieb verhalten. Doch nach einer halben Stunde schon hatte Begeisterung die kleine Gemeinde erfaßt. Der Gesang wurde laut, die begleitenden Instrumente dröhnten und klangen, hier rief plötzlich einer ein lautes »Jai Krischna« aus, ein anderer stand auf und begann zu tanzen, setzte sich wieder, ein dritter schlug einen scharfen Schlag mit den Zimbeln. Draußen brach ein tobendes Gewitter los. Obwohl die Fenster klein waren, wurde der Raum fast unaufhörlich von Blitzen erhellt. Im blauweißen Licht konnte man sehen, wie der Sturm die Bäume packte und niederdrückte, wie der Regen in Schwaden herabstürzte, und durch die kleinen Gassen wälzten sich Sturzbäche. Aber was tat das schon?

Der Regen ließ nach, die Blitze schienen weiter entfernt, nur noch ein andauerndes dumpfes Rollen lag in der Luft. Es war fast Mitternacht. Gopalji nahm das heilige Buch zur Hand, aus dem er täglich las und in dem er alle Weisheit und Frömmigkeit, Philosophie und Lebensregeln fand. »Als nun die Gnadenstunde gekommen war, die glückbringende Zeit mit günstigen Sternen, da klärten die Himmel sich auf, das Firmament strahlte, erleuchtet von zahllosen Sternen: Die ganze Erde, die Städte und die Dörfer im Festschmuck, die Flüsse voll von klarem Wasser, die Lotusblumen in den Teichen in prangender Schönheit, die Bäume des Waldes in Blüten, überall der süße Sang der Vögel und das Summen der Bienen. Ein sanfter Wind brachte süßen Duft — die heiligen Feuer flammten auf. Die Gemüter der Guten, so lange bedrückt von den bösen Geistern und Dämonen, wurden froh. Als der ungeborene Herr geboren ward, da dröhnten Pauken im Himmel, die himmlischen Chöre sangen und spielten, die Elfen und Nymphen tanzten frohlockend. In freudigem Schauer taumelten die himmlischen Blütenblätter herab, die Wolken rollten leise wie die Wellen des Meeres. Als es Mitternacht ward, in undurchdringlicher Dunkelheit, da offenbarte sich der in allen Herzen wohnende Herr in seiner vollen Natur durch Devaki, die einer Himmlischen glich — wie der Vollmond am östlichen Himmel. — Das Kind erleuchtete mit seinem Glanz den Raum — so war Vasudeva, der (Pflege-)Vater Krischnas, gewiß, daß es der Herr Vischnu selbst war — und er schickte sich an, ihn mit reinem Sinn und gefalteten Händen tief gebeugt zu preisen: »Du, Herr, hast Dich mir sinnhaft gezeigt, der Du der

Höchste bist, jenseits alles Stofflichen, voll Seligkeit und einzig, Alleserkenner. Obwohl in den Dingen, kannst Du doch nicht mit ihnen erkannt werden. In Dir ist kein Innen und kein Außen. Du bist in allem, und alles ist in Dir. In Dir ist Anfang, Bestand und Ende dieser Schöpfung. In der Absicht, diese Welt zu beschützen, o Herr und Herrscher aller, stiegst Du herab in mein Haus.« Mit vor Rührung bebender Stimme hatte Gopalji so weit gelesen — nun brach er in Schluchzen und Weinen aus, in der Freude über die Geburt des Herrn. Er reichte das Buch weiter an den, der neben ihm saß, damit er den feierlichen Bericht von der Geburt des Herrn zu Ende lese. »Devaki, die ihren Sohn mit den Merkmalen Vischnus ausgezeichnet sah, lächelte ihn an und pries ihn: ›Du bist der Herr Vischnu selber, der Erleuchter aller Lebendigen, die unaussprechliche Wirklichkeit, das absolute Sein, frei von allem Makel des Tuns. Wenn am Ende der Zeiten das Universum sich auflöst und die Elemente vergehen, dann bleibst Du allein bestehen. Die Zeit ist nur eine Deiner Wirkweisen. — Ich fliehe zu Dir, dem Herrscher und Schützer. In Angst vor der Schlange Tod, hin und her gehetzt in dieser Welt, kann der Mensch keinen Ort finden, an dem er ohne Furcht zu leben vermag. Sobald er aber Deine Lotosfüße erreicht hat, o Ewiger, ruht er in Frieden. Beschütze uns, die wir in Angst sind. Du zerstreust die Furcht Deiner Diener. Offenbare nicht den Unwissenden diese göttliche Form, den Gegenstand höchster Meditation.« So sprach Devaki. Dann tat der Herr seinen Mund auf und sprach: ›Denkt immer an mich als euren Sohn und auch als an den Höchsten — so werdet ihr mit mir innigst vereint sein.«

Dann schwieg der Herr und nahm augenblicklich die Form eines gewöhnlichen Kindes an. Seine Eltern bestaunten das Wunder.«

Sobald das letzte Wort verklungen war, begannen die Trommeln zu dröhnen, die Schellen und Zimbeln klangen, die Frauen stießen schrille Rufe aus, Männer erhoben sich, schluchzend und weinend begannen sie zu tanzen — der eine rief »Hari Krischnaaaa!« so laut er konnte, die anderen stimmten ein — auch von den Nachbarhäusern und von den Tempeln kam nun das laute Rufen und Glockengeläute. Gopalji zog den Vorhang weg von dem Schrein, der das göttliche Kind verhüllt hatte; er zündete die Lichter und Weihrauchstäbchen an und begann mit der feierlichsten Puja des Jahres. Einer nach dem andern warf sich vor dem Bilde Gottes nieder und berührte es ehrfürchtig.

Das Mahl war schon am Tage zuvor bereitet worden. Zuerst wurde es dem Herrn vorgesetzt — Ihm, der alles schafft und erhält und zu sich nimmt. Das, was die Menschen aßen, war Sein Prasad, Sein Gnadengeschenk. Es war das festlichste und fröhlichste Mahl des Jahres. Man fastet nicht umsonst einen ganzen Tag. Ganze Berge von verschiedenförmigen Weizenmehlfladen, dazu große Mengen von Reis verschwanden. Jeder hatte zwölf kleine Messingschüsselchen vor sich, die die Zutaten enthielten: vielerlei Gemüse mit verschiedenen Gewürzen, Süßes und Saures, Vorspeisen und Nachspeisen. Ständig wurde nachgelegt, Wasser eingeschenkt, und jeder lobte das Essen. Lautes behagliches Rülpsen deutete an, daß die Gäste gesättigt waren. Sie wuschen Hände und Mund und verabschiedeten sich mit gefalteten

Händen: »Namaskar« — »Radhe Schyam«. Nun war ich mit Gopalji allein.

Es war früher Morgen, die Sterne wurden blaß. Gopalji war glücklich. »Nur noch einen Wunsch habe ich in meinem Leben«, begann er, »ich möchte den Herrn im Leibe sehen, so wie Ihn Vaseduva und Devaki sahen. — Als ich ein Bub war, kam eines Tages ein heiliger Mann in das Haus meines Vaters. Er erzählte mir viel von den Heiligen, die gewürdigt wurden, Ihn zu sehen — Sakschatkar zu haben. Er nahm meine Hand und weissagte mir, daß auch ich Ihn sehen würde.« Ganz versonnen bewegte er die Zimbeln und sang leise vor sich hin: »Govind tum saranai main aya . . . , ich warte nur noch auf Ihn. Im Traum habe ich Ihn schon gesehen — tiefblau, leuchtend, mit vier Armen, mit Diskus, Muschel, Keule und Bogen, mit der Pfauenfeder im Haar und dem Kaustubha-Juwel auf der Brust — Er war unbeschreiblich schön. Ich war wochenlang außer mir vor Glück nach diesem Traum. Aber ich will Ihn ganz echt und wirklich vor mir sehen, Ihm ewig in Vaikuntha dienen.«

»Hast du Jesus Christus jemals vor dir gesehen?« fragte er mich plötzlich. »Ist Er dir nie erschienen, auch nicht im Traum?«

»Nein«, sagte ich, »nie.«

»Glaubst du, Er könnte dir erscheinen — so wie Er dem Petrus und Johannes erschienen ist nach der Auferstehung? Kannst du Ihn nicht sehen in der Eucharistie?«

Ich kannte Gopalji schon lange genug, um durch solche Fragen nicht mehr überrascht zu sein. Einer seiner Lehrer, ein frommer Hindu, hatte ihm in der Schule zum erstenmal von Christus erzählt,

ihm das erste Evangelium geschenkt. Gopalji war fest davon überzeugt, daß Gott in Christus erschienen war. »Ich bete die Gottheit Christi an«, hatte er mir schon vor vielen Monaten erklärt, »aber ich bete auch die Gottheit von Sri Krischna an.« Gott ist zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten auf die Erde herabgekommen, um die Guten zu retten und die Bösen zu strafen. Er wird noch einmal kommen als Reiter auf einem weißen Roß, als Kalkin, um die Bosheit der Welt endgültig zu vernichten.

Es war Tag geworden. Zwischen großen Wolken ein strahlend blauer Himmel, eine grelle Sonne. Die Leute gingen in fröhlichen kleinen Gruppen zum Tempel. Über Lautsprecher dröhnte die Rezitation der Geschichte von der Geburt Krischnas nach dem Bhagavata Purana. Ein reicher Kaufmann hatte Geld dafür gestiftet, um Segen über sich und die Stadt zu bringen. Kinder in neuen, farbigen Kleidern saßen vor den Häusern, mit kleinen Wiegen, in denen sie das Krischna-Kind wiegten.

»Erzähle mir von der Geburt Gottes als Jesus Christus«, bat mich Gopalji. »Laß mich Jesus so verstehen, wie du Ihn verstehst, laß mich Sein Herz sehen.«

Er reichte mir die Evangelien — er las täglich daraus. »In jenen Tagen geschah es, daß vom Kaiser Augustus ein Befehl ausging . . .« In seinem Geist hatte Gopalji schon oft die Szene betrachtet — Josef und Maria und das Kind, die Hirten und die ganze Landschaft. Mit gefalteten Händen sprach er mit: »Friede sei Gott in der Höhe und auf Erden Friede den Menschen . . . Ooomm,

Schaaanti, Schaaanti, Ooommm.« Er kannte die Texte auswendig.

Ich begann zu erzählen, was Weihnachten für uns, die wir als Christen aufwachsen, bedeutet. Von den festlichen Mitternachtsgottesdiensten in großen Kirchen, von den Sternen und den Glocken, vom Christbaum und den Lichtern. Von all den Weihnachtsfesten, deren ich mich entsinnen konnte, erzählte ich ihm. Vom Weihnachten der Kinder, die auf das Christkind warten und sich über Spielsachen, Kuchen und Kerzen freuen. Von den Kriegswedhnachten erzählte ich ihm, vom Weihnachtsabend im Luftschutzkeller, vom Weihnachten in der Evakuierung, vom Weihnachten im Wald bei den Pfadfindern, vom heimlichen Basteln und Einkaufen, um jemandem eine kleine Freude zu bereiten, vom Weihnachten der Reichen und vom Weihnachten der Armen. Vom Weihnachten in München und dem Christkindlmarkt, vom Weihnachten in Rom mit den Dudelsack blasenden Hirten aus den Abruzzen, vom Weihnachten in Wien mit den großen Chören und Orchestern in den Kirchen, vom Weihnachten in Bombay mit den Luftballons und Luftschlangen und den fünfzackigen Sternen, die allen ein »Merry Christmas« wünschen, vom Weihnachten in Mathura und den Burschen aus Bihar, die nach dem Gottesdienst die ganze Nacht hindurch um die Kirche herum ihre Volkstänze aufführten — ich versuchte, ihn fühlen zu lassen, wie der Zauber der Weihnacht jedes Jahr die Menschen gütiger und hilfsbereiter werden läßt, wie das Andenken an die Menschwerdung Gottes die Menschen auch menschlicher macht, ihren guten Willen und

ihr gutes Herz offenbart, wie Christus auch heute noch die Kraft hat, die Herzen zu rühren. Gopalji hatte interessiert zugehört. »Der Herr kommt, um die Guten zu erfreuen. Die Bösen sehen Ihn gar nicht. Er ist sehr geheimnisvoll — Er will uns dienen und sich von uns bedienen lassen. Er will uns Kind und Freund und Gespieler und Gemahl sein, Er will mit uns scherzen und spielen, wie ein kleines Kind...« Er begann laut aufzulachen. Auf der Straße war ein zeternder und schimpfender Mann zu sehen. Eine Hand hielt er an seinen Kopf, mit der anderen versuchte er, das Ende seines Turbans herunterzuholen, das hoch über ihm hing. Ein kleiner Affe, wie sie zu Hunderten hier in der Stadt umherhüpfen, hatte mit kühnem Schwung nach dem Kopfschmuck des Dörflers gegriffen. Mit beiden Händen zog er daran. Ein halbes Dutzend anderer kleiner Hanumans sah interessiert zu. Die kleinsten klammerten sich an ihre Mütter. »Gott hat viel Humor«, sagte Gopalji, immer noch lachend. »Er will uns auf humorvolle Art von allem Überflüssigen freimachen.« Der Mann mit dem Turban schimpfte immer noch. Ohne Turban. Ein halbes Dutzend Affchen vergnügte sich mit dem langen, leuchtend roten Tuchstreifen, sie wickelten sich darin ein, rollten einander umher und kreischten vor Vergnügen. Schließlich ließen sie ihn an einem Baumast flattern. »Würde der dumme Mensch mit den Affen zanken«, warf Gopalji ein, »wenn er daran dächte, daß Krischna nun eben mit dem Turban spielen wollte? Alles ist Sein Spiel — Seine Lila. Wenn die Menschen nur einsehen würden, daß Er in allem ist, daß alles von Ihm ist, Krankheit und Gesundheit, Leben und Sterben,

der Turban und der Affe — würden sie sich dann noch grämen oder aufregen? Die Menschen kennen Ihn nicht — obwohl Er überall ist. Sie sind irregeleitet von ihren eigenen Begierden. — Aber warum darüber reden? Wir wollen uns vertiefen in das Geheimnis der Geburt des Ungeborenen, der geboren wird in vielen Formen.«

»Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort . . .«

»Ooommm . . .«, sagte Gopalji. »Er ist der geheimnisvolle Mantra, das Wort, das von Ewigkeit besteht, der Name Gottes, der den Menschen gegeben wurde als das sicherste Mittel, um den Ozean dieser Vergänglichkeit zu überqueren. Im Namen Gottes ist alle Macht und Gnade — Er reinigt uns . . .«

Gopalji hörte aufmerksam zu, als ich ihm von der ewigen Geburt des Sohnes vom Vater sprach. Auch das war nicht neu für ihn.

»Ram nam satya hai, Ram nam satya hai . . .« — in eintönigem Rhythmus kam es auf uns zu. Eine der vielen Prozessionen zum Leichenverbrennungsplatz. »Ram nam satya hai . . .« Der Name Gottes ist Wahrheit. Die Leute glauben, daß sie unmittelbar zu Gott kommen, wenn sie im letzten Augenblick Seinen Namen aussprechen und Ihn im Geiste anrufen. »Ram nam satya hai . . .«, verklang es in der Ferne.

»Glaubst du, wir werden in der Ewigkeit beisammen sein?« fragte mich Gopalji. »Würdest du mich als Christen gelten lassen, so wie ich bin?«

»Liebe Gott aus deinem ganzen Herzen und mit all deinen Kräften und deinen Nächsten wie dich selbst«, hatte Christus einem geantwortet, der wissen wollte, was ›Christentum‹ ist. Gopalji lieb-

te Gott so, wie er Ihn verstand — er verwandte seine ganze Zeit und Kraft darauf, Ihm zu dienen, Ihn besser kennenzulernen. Jeden Augenblick war Sein Name auf seinen Lippen, unaufhörlich bewegte sich die Mala, eine Art Rosenkranz, durch seine Finger — jede Perle eine Anrufung eines Namens Gottes. Er war gut zu allen, die zu ihm kamen. Er hatte nichts außer den paar Kleinigkeiten in diesem Raum. Er versuchte, sich die Lehre seines Mahaprabhu, seines ›Großen Herrn‹, zu eigen zu machen — demütiger zu sein als ein Grashalm, geduldiger als ein Baum, und immer Gott zu preisen. An vielen Tagen fastete er vollkommen — er hatte keinen Feind. »Ich bin die Tür«, hatte Christus gesagt, »alle, die vor mir kamen, waren Diebe und Räuber.« War der, der ihn gelehrt hatte, alles als Lila, als Spiel eines liebenden Gottes anzusehen, ein Dieb und Räuber? Ob er nicht in Krischna Christus verehrte — und in Christus Krischna? War er dem Geheimnis Gottes und Seiner Menschwerdung nicht viel näher als viele, die sich Christen nannten? War es nicht Christus, der uns in Freundschaft verband, der uns hier an Krischnas Geburtstag zusammengeführt hatte, um über Seine Geburt zu sprechen?

Was es heißt, ein Christ zu sein? Wir haben einen kleinen Vers von einem unserer Dichter-Mystiker: »Und wäre Christus tausendmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, du wärest dennoch ewiglich verloren.« Christus muß in jedem von uns geboren werden. Er war schon ein ›Wiedergeborener‹, ein Dvijati — er hatte die Sanyasi-Initiation empfangen, war der Welt gestorben. Was blieb noch?

Würde er Christus leiblich vor sich sehen als Gott,

wenn er sich taufen ließe? Nein — es ging um andere Tiefen: um Glauben, um Gemeinschaft mit Gott, um Liebe.

»Gopalji«, fragte ich, »hast du nie an Krischna gezweifelt?«

»Doch«, antwortete er, »als junger Mann habe ich gezweifelt. Ich fand alles so kindisch und unwissenschaftlich und langweilig. Doch mein Guruji, mein religiöser Lehrer, öffnete mir die Augen für die Wirklichkeit. Und ich habe seitdem nie mehr an Gott gezweifelt — nur an den Menschen und der Welt. Mir ist aufgegangen, daß Er die Wirklichkeit ist — daß unsere sogenannte Wissenschaft nur an der Oberfläche bleibt, daß Er im Innersten des Herzens wohnt, wohin keine menschliche Wissenschaft dringt. Es ist Gnade, daß wir Ihn erkennen. Zweifel ist das größte Gift für den, der Gott sucht. Er muß glauben, glauben aus ganzem Herzen, und wenn alle anderen Menschen ihn für verrückt halten, wie sie Chaitanya und Mira Bai und Ramakrischna, die großen Heiligen, für verrückt hielten. Sie waren nicht verrückt — die Welt war verrückt. Sie waren in der Wirklichkeit, die Welt war in der Unwirklichkeit. Gott ist überall — aber die Menschen sind blind.«

»Gopalji«, fragte ich, »ist es nicht vermessen, sich selbst seinen Ischtadevata zu wählen, den Gott, den man anbetet?«

»Nicht wir wählen unseren Gott, Gott erwählt uns«, antwortete er. »Es ist in Seiner Macht, uns anzuziehen und uns abzustößen, uns Gutes oder Böses tun zu lassen. Wir können nichts aus uns. Aber auch dann, wenn Er uns vernichtet, ist es zu unserer Erlösung, wenn wir nur sehen, daß Er es ist. Aber die Menschen vergessen so leicht. Heute

feiern sie Seine Geburt — morgen haben sie Ihn vergessen. Manchmal überkommt mich ein so großer Ekel vor allem, daß ich mit Tränen in den Augen nach Ihm rufe, Er solle doch kommen.«

»Ist Er nicht ständig im Kommen?« warf ich ein.

»Auch in den Menschen, die guten Willens sind und Seinen Frieden verkünden? Er hat uns gesagt, wir sollten das Reich Gottes ankündigen — sollen leben in Erwartung Seines Kommens. Er wird immer noch geboren aus Gott und in den Menschenkindern, die das Wort Gottes aufnehmen.«

»Ja«, sagte Gopalji, »er wird immer noch geboren.« Lange schaute er auf das Krischna-Kind und summte einen kleinen Bhajan vor sich hin. »Ja, es gibt gute Menschen auch heute noch — aber es sind nicht die lauten, die im Radio sprechen, nicht die berühmten, die Minister bei ihren frommen Kirtangesängen haben. Es sind die Stillen und Geduldigen — sie sind das Salz der Erde. Zu ihnen kommt Gott, und in ihnen kommt Er zu uns. Kennst du die Geschichte von Daridranara Narayana? Gott nahm die Gestalt eines armen Mannes an. Er ging zum Reichsten des Dorfes und bat um Speise und Nachtlager. Der jagte Ihn fort. Er ging zum Ärmsten, der vor dem Dorf wohnte. Der empfing Ihn mit Ehren und teilte sein ärmliches Mahl und seine elende Hütte mit ihm. Als Gott ihn fragte, was er als Belohnung wolle, sagte er, er wolle Gott dienen. Ist nicht in dem Armen Gott geboren worden?«

Es war immer noch Janmaschtami, das Geburtsfest Krischnas — auf einem Ponywägelchen zogen die festlich geschmückten und feierlich ausgestaffierten Buben vorbei, die am Abend die Ras-

Lila aufführen sollten: das Spiel Krischnas mit den Gopis, das Spiel Gottes mit den Menschenkindern, Typus und Erfüllung des Menschenlebens. Gopalji wollte wissen, ob wir auch die Lila Gottes spielen an Weihnachten. Ja, wir spielen die Lila Gottes — mit Flöten und Geigen und Chören, in den Gemälden und Skulpturen großer Meister, in den innigen Darstellungen der Volkskunst. Auch Indien hat schon seine indischen Weihnachtsspiele — seine Weihnachtslieder und -tänze, die die Freude über Sein Kommen ausdrücken. »Die Freude über Sein Kommen«, wiederholte Gopalji nachdenklich. »Ist es nicht die einzige wirkliche Freude, die wir haben? Alles ist vergänglich — alles stirbt. Nur Er nicht und die, die Ihn wirklich kennen. Ich habe keine Sehnsucht nach Reichtum oder Ruhm — ich habe nur noch die Sehnsucht nach Ihm. — Meister Narada, der Verfasser der Bhakti-Sutras, sagt, die Liebe, die der Liebende verspürt, wenn er vom Geliebten getrennt ist, ist die höchste. Manchmal glaube ich, den Schmerz der Trennung nicht länger ertragen zu können. Vielleicht müssen wir noch tiefer in die Unwissenheit versinken, noch weiter abkommen von Ihm, die Pein der Trennung noch schärfer spüren, ehe Er kommt.«

Gopalji schwieg. Minutenlang fiel kein Wort. Aber wir wußten beide, daß wir an dasselbe dachten: an Ihn und Sein Kommen.

Und wenn Er kommt, was wird dann sein? Werden die Menschen Ihn diesmal erkennen und annehmen? Werden sie Ihn wirklich lieben? Wird Er nicht wieder die Weisheit der Schriftgelehrten zuschanden machen, nicht noch einmal die Tische der Geldwechsler im Tempel umstoßen, nicht er-

neut die Hoffnungen der Politiker enttäuschen? Wird Er nicht wieder gekreuzigt und begraben — und vergessen werden?

»Er ist gekommen«, sagte Gopalji. »Wir müssen Ihn suchen. Er versteckt sich nur vor uns, damit unsere Ungeduld wächst und unsere Liebe reiner wird — damit wir nicht unser Vergnügen suchen, sondern Seines. Er kommt nicht, um uns das Leben auf dieser Erde angenehmer zu machen — Er kommt aus Seinem göttlichen Willen, um uns Seine Liebe zu lehren.«

Ein Nachbar kam herein. Er setzte sich zu uns. Noch einige andere kamen. Es war Zeit für den täglichen Bhajan. Ich verabschiedete mich von Gopalji und ging nach Hause. Die Pfauen klagten wieder. Die Frösche quakten zufrieden in den großen Tümpeln, die der Regen geschaffen hatte. Die Geier saßen verdrossen und wachsam auf ihrem Baum. Sie warteten auf ihren Tag.

Ich begann mit der heiligen Messe. Allein, in meinem ärmlichen Zimmer. Vom nahen Tempel klangen die Glocken, die die Leute anschlügen, wenn sie eintraten. Von den Häusern in der Nähe konnte man den Bhajan hören, das Dröhnen der Dhols und das Klirren der Schellen. Vor dem Fenster zogen Pilger vorbei — »Hare Krischna, Krischna Hare . . .« Stufengebet, Eingang, Kyrie — in das Gloria klangen die Tempelglocken hinein. Das Gebet war vom Kirtan untermalt. Und das Evangelium berichtete von der Verklärung des Herrn — »sagt niemandem davon, bis der Menschensohn von den Toten erstanden ist«. Gopalji stand vor meinem Geiste — er würde nun vor seiner kleinen Gemeinde über das Geheimnis des Kommens Gottes sprechen — über Seine Ankunft in Gokula und

in Bethlehem, in den Herzen der Menschen. Er würde versuchen, seinen Freunden das Geheimnis der ewigen Geburt des Wortes aus dem Vater zu deuten — und er würde wiederum voll Ergriffenheit in Schluchzen und Tränen ausbrechen, weil er es nicht mehr aushalten konnte, daß er Ihn nicht sah. Opferte ich nicht auch seinen Schmerz und seine Sehnsucht auf der Patene mit auf? War der Wein nicht auch Ausdruck seiner Liebe? Und verwandelte nicht Christus auch Gopaljis armselige menschliche Frömmigkeit in Seine eigene Menschlichkeit, in Seine Liebe zum Vater? Würde er nicht auch teilhaben an der Kommunion mit Christus, die ich genoß — war er nicht verbunden mit mir, mit Ihm?

Es war der 6. August 1963 — aber kein Weihnachten hat mich mehr vom Geheimnis des Kommens Gottes verstehen lassen, kein Weihnachten mehr in mir die Sehnsucht nach Ihm geweckt. Und kein Weihnachten wird mehr vergehen, in dem nicht Gopalji im Geiste bei mir sein wird — seine Liebe zu seinem Herrn, seine Sehnsucht, seine Fragen. Auch die Pfauen, die Frösche, die Affen und die Geier würde ich nicht vergessen. Auch nicht die Blitze und die Wasserbäche. Aber mehr als alles andere würde ich dies als mein Weihnachtsgeheimnis mit mir tragen: daß Gott einem Menschen so viel Sehnsucht nach Seinem Kommen gibt.

DER ALLTAG DES DIALOGS

Der Alltag ist in vielerlei Hinsicht überall gleich — man trifft gute und weniger gute Menschen, freundliche und unfreundliche, fleißige und faule, dicke und dünne, fröhliche und traurige, ehrliche und unehrliche, Fromme und Pharisäer, Spötter und Fanatiker, ernst zu nehmende Leute und Wirrköpfe, Schweiger und Schwätzer.

Zu unserem Institut kamen jeden Tag eine Anzahl Leute — teils Freunde, teils Neugierige, teils Quartiersuchende.

Eines Tages besuchte uns ein safranfarbig gekleideter Swami aus Kerala und bat um Nachtquartier. Er gehörte keiner bestimmten Gruppe an; er hatte verschiedene Länder bereist, in Deutschland Vorträge gehalten und auch Padre Pio besucht. Mit unnachahmlich sanftem Hochmut sprach er über die »katholischen Sekten«, und er wußte, daß nur die Kartäuser Meditation übten. Er interessierte sich für Therese von Konnersreuth und meine Meinung über Padre Pio. Ich konnte ihm nur erzählen, was ich von anderen gehört hatte. Swamiji meinte, es sei doch alles Betrug und Schwindel...

Ein frommer älterer Mann wohnte im selben Haus. Er nahm täglich am Tempelgottesdienst teil und verehrte Leute wie Emerson, Paul Brunton und Vinoba Bhave. Er war damit beschäftigt, Emerson ins Punjabi zu übersetzen und kam nun alle zehn Minuten, um von mir ein lateinisches, griechisches, französisches oder italienisches Zitat interpretiert zu bekommen. Nachdem ich einen Vortrag über das Christentum gehalten hatte, kam er zu mir, um sich ein Neues Testament aus-

zuleihen. Er schrieb sich die Bergpredigt in seiner zierlichen Handschrift ab und kannte sie bald auswendig. Ein Hindu-Sadhu hatte ihm die Imitatio Christi empfohlen. Er kam nun täglich zu mir, um mit mir zusammen jeden Tag ein Kapitel daraus zu lesen und zu besprechen. Als Gegenleistung brachte er mir jeden Tag ein paar Verse von Kabir bei. Ich mußte ihm auch jeden Tag eine kleine ›Predigt‹ halten. Als ich von meinen Jahresexerzitionen aus Agra zurückkam, wollte er wissen, welche inneren Erleuchtungen ich dabei gehabt hatte. — In manchen Dingen war er kauzig; so bestand er darauf, daß es seine religiöse Pflicht sei, täglich etwa sechs Meilen zu Fuß zu gehen. Er hatte sich dazu eine bestimmte Strecke abgemessen, die er zwanzigmal auf- und abmarschierte. Aber er war ein herzenguter Mann, der niemandem weh tun wollte und jedem, dem er helfen konnte, half. Eines Tages kam er mit einer Überraschung. Er habe gehört, daß die Katholiken ihre Sünden bei einem Priester beichten und Lossprechung erhalten. Er wolle bei mir beichten. Ich kam mir ziemlich hilflos vor. Ich hörte mir an, was er sagen wollte und gab ihm meinen Segen. Er schien sichtlich erleichtert zu sein. Als er mich einmal bei der Zelebration der Messe sah, war er zu Tränen gerührt. Wenn er mit jemandem Streit hatte, versuchte stets er selbst einzulenken und um Verzeihung zu bitten. Für ihn war Religion Leben und das Leben Religion.

Um vier Uhr morgens begann Mangal Prabhu schon seinen Bhajan. Er verbrachte seinen Lebensabend als Sadhu in Vrindaban und war fast den ganzen Tag damit beschäftigt, aus dem Bhagavatam Purana zu lesen. Er grüßte immer freundlich

und erzählte allen Leuten, ich sei ›pakka sadhu‹ — ein ganzer Mönch: das höchste Lob, das er zu spenden hatte.

Eines Abends kam ein alter Mann im gelben Kleid und bat um Essen. Am andern Morgen fragte er nach Arbeit. Er sei Stenotypist und habe früher in Kalkutta als Sekretär bei einem angesehenen Rechtsanwalt gearbeitet. Vollkommen abgebrannt, habe er nur deshalb das Mönchskleid angelegt, um ohne Fahrkarte mit dem Zug hierher fahren zu können. Zuletzt hatte er längere Zeit in Ayodhya zugebracht und war Rama-Bhakta geworden. Er erzählte oft und offen seine ganze Lebensgeschichte. Seine Frau hatte ihn aus dem Haus gejagt, weil er nicht genug Geld verdiente, zuviel vertrank und mit Dirnen zusammen lebte. Er hatte sich körperlich ruiniert und war froh, hier eine Stelle zu finden. Er konnte es nicht länger als zehn Minuten hinter seiner Schreibmaschine aushalten. Er hatte eine rettende Idee: Die Schreibmaschine brauchte eine Reparatur. Das half für drei Wochen. Dann begann das Elend wieder. Man wollte ihn wegschicken, und er kam zu mir, um sein Leid zu klagen. Ob die Kirche ihm, wenn er sich taufen lasse und Christ werde, einen guten Posten gebe? Ich solle ihn taufen — er sei bereit, Unterricht zu nehmen. Er kam immer öfter und erzählte mir immer mehr Details aus seinem verpfuschten Leben. Ehe er entlassen wurde, kam er noch einmal. Ich solle vorsichtig sein — auf dem freien Feld vor unserem Haus sei ein Geist mit einem langen Arm, der immer herinzugreifen versuche. Ich solle die ganze Nacht das Licht im Zimmer brennen lassen, dann könne mir der Geist nichts tun.

Da ich keinen Diener hatte, kaufte ich selbst am Markt ein, was ich brauchte. Man kam da mit vielen Leuten ins Gespräch. Man wird auf offener Straße angehalten und ausgefragt, man bekommt Stegreifpredigten über dieses und jenes zu hören und man erfährt die neuesten Neuigkeiten. Ein Sadhu steuerte auf mich zu - phantastisch ange-malt. Ob ich schon wisse, daß Swami Schiwananda von Rischikesch gestorben sei. Nein, ich wußte es noch nicht — ich hatte Schiwananda auch gekannt. Am nächsten Morgen kam er mich besuchen. Es war in den Monaten während des Grenzzwischen-falls mit China. Ich sollte ihm einen Empfehlungs-brief an Pandit Nehru und Präsident Radha-krischnan schreiben. Ich zweifelte am Erfolg sol-cher Briefe und fragte ihn, was er denn damit wolle. Er hatte einen unfehlbaren Plan zur Ver-treibung der Chinesen entwickelt. Seine gewaltigen Yoga-Kräfte seien ausreichend, den ganzen Himalaya zu beherrschen. Nur eine kleine Bedin-gung knüpfte er an den Einsatz des Tapas: er müsse zum Generalfeldmarschall ernannt werden. — Ein anderer Sadhu bat mich auf offener Straße um Hilfe gegen Polizei und Räuber — beide Sei-ten belästigten ihn. Ich wollte genauer wissen, was seine Schwierigkeit sei. Er erzählte, daß so-wohl die Räuber als auch die Polizisten ständig versuchten, in sein Inneres einzudringen und dort Unruhe zu stiften.

Ein alter Nachbar, fünfundachtzig Jahre und noch rüstig, hatte sich in seinen alten Tagen einem Swami angeschlossen, der als realisierte Seele galt. Er verharrte jeden Tag achtzehn Stunden unun-terbrochen in der Betrachtung der Liebesspiele Krischnas mit den Gopis — eine große Kunst,

wenn man bedenkt, daß man dabei Krischna mit immer neuen Einfällen beglücken muß. Der alte Nachbar kam nun fast jeden Tag auf ein Schwätz-chen zu uns herüber, um über andere Leute zu berichten. So erfuhr man manches, was vor sich ging — und andere wurden ihrerseits über das unterrichtet, was sich bei uns tat. Er brachte mir oft eine Mango, eine Orange oder sonst eine reife Frucht. Er hatte den jungen christlichen Sadhu in sein Herz geschlossen, wie er sagte. An einem war-men Nachmittag kam er zu mir. Nach den übli-chen Fragen nach Gesundheit und Wohlbefinden zeigte er mir eine kleine Schachtel, in der eine nicht mehr ganz neue Armbanduhr lag. Ob ich sie haben wolle? Nein, ich hatte schon eine Uhr. Ob es eine gute Uhr sei — und was sie wert sei? Ich hatte natürlich keine Ahnung. Dann kam der An-fang der Geschichte: Er hatte aus den Tagen seines Lebens in der Welt noch vierhundert Rupies in sein religiöses Leben hinübergerettet. Sein Guru erfuhr davon und sagte ihm, wenn er als Sanyasi soviel Geld habe, komme er in eine der schlimm-sten Höllen und werde dann als Hund wieder-geboren, der sein eigenes Erbrochenes verzehrt. Das wollte unser frommer Nachbar natürlich nicht — wozu hatte er denn die Welt verlassen? Er kaufte für sein ganzes Geld die besagte Uhr. Der Händler hatte ihn zudem noch betrogen. Nun brauchte er ein paar Kleidungsstücke und hatte kein Geld dafür. Ich sollte ihm für die Uhr ge-ben, was immer ich wolle. Er wollte auch von mir erfahren, ob er in die Hölle gekommen wäre, wenn er das Geld behalten hätte.

Banky Biharji ist Verfasser mehrerer Bücher über Mystiker und Bhaktas und ein guter Kenner des

Sufismus. Er hat auch schon mehrere Werke aus dem Persischen übersetzt. Er war früher Advokat gewesen und hatte sich schon in jungen Jahren in Vrindaban niedergelassen, um es nie mehr zu verlassen. Die Verbindung von Krischna-Bhakti und Sufismus sei von Haus aus ganz natürlich für ihn gewesen, erzählte er. Die Bhagavadgita war für ihn das Buch der Bücher. Er hatte eine gute Bibliothek, darin unter anderem auch die vollständigen Werke der großen spanischen Mystiker. Er fragte mich über Therese von Konnersreuth. — Zweimal täglich findet sich eine kleine Gemeinde zum Satsang bei ihm zusammen. Dabei werden Verse von den bekannten Bhakti-Dichtern gesungen. Täglich wird ein volles Kapitel der Gita rezipiert, und am Ende folgt in schwungvoller Melodie das schöne, melancholisch pessimistische Bhaja Gorindam des Schankara. Unser Postbote war ein regelmäßiger Teilnehmer dieses Satsangs, und er fand es erbaulich, daß auch ich am Sonntag gelegentlich hinkam. »Wir haben für so viele andere Dinge Zeit«, meinte er, »wir müssen auch für Gott jeden Tag etwas Zeit finden.« Bankey Biharji hält jedesmal eine kleine Ansprache. Er redet über die bekannten Bhaktas, deren Geschichten die Leute schon von Kindheit an kennen, er erzählt die Krischnageschichten, deutet die Parabeln des Neuen Testaments und zitiert aus den Werken der Sufis. Er spricht auch über christliche Heilige: Franz von Assisi, Theresia von Avila, Johannes vom Kreuz, die Mönche Antonius und Paphnutius. Er selbst sei »Faqir«, sagte er mir, er werde keine Schüler annehmen. Er hat eine Gefährtin, Mata Krischnaji. Als junges Mädchen nahm sie täglich an seinem Satsang teil und wollte sich ihm

für immer anschließen. Sie lehnte zur Verzweiflung ihres Vaters alle Heiratspläne ab. Bankey Biharji nahm sie als Mata Krischna an — als ihr Guru und »Chela« zugleich. Beide tragen das rosa-rote Mönchskleid, und man kann sie gelegentlich gemeinsam ausgehen sehen. Er zeigte mir Briefe von Mädchen in Schweden und in der Schweiz, die Krischnavisionen hatten und kommen wollten, um sich ihm anzuschließen. Bankey Biharji schrieb ihnen zurück, sie sollten nicht kommen — es gäbe derzeit in Indien keine echte Spiritualität. Eines Tages fragte er mich, ob es in Europa noch kontemplative Klöster von der Art gäbe, wie Theresia von Avila sie gegründet hatte. Ich berichtete, was ich von den kontemplativen monastischen Orden wußte. Mata Krischnaji machte den Vorschlag, wir sollten in der Nähe Vrindabans ein kontemplatives Kloster nach der Regel der heiligen Theresia gründen. Sie wollten Kontemplation, nicht Schaustellung und religiösen Betrieb. Ein Student kam jeden Tag, um mit mir Hindi-Konversation zu üben. Er stammte aus einem kleinen Dorf in der Nähe Agras. Räuber hatten seine beiden Eltern umgebracht, als er noch ein kleines Kind war; so wuchs er nun bei seinem Onkel hier in Vrindaban auf. Der Onkel war ein Sadhu, und Prem selbst war auch ein frommer Junge, der täglich vor Krischna seine Andacht verrichtete und kleine Altärchen baute. Eines Tages sprachen wir über Krischna. »Nun«, meinte ich, »wenn du alles das tätest, was Krischna getan hat — Butter und Milch stehlen, den badenden Mädchen die Kleider wegnehmen —, dann würdest du wohl nicht als guter Junge angesehen werden.« »Ja«, gab er zu, »Krischna ist schlecht — aber er

ist Krischna, er kann sich das leisten.« Ob es denn nicht ehrfurchtslos sei, so mit Gott umzugehen, wie man mit Krischna umging? — man verspottet ihn, zieht ihn auf, hält ihn zum Narren, beschimpft ihn! »Nein«, sagte der Junge. »Er will das hier so — es ist nur in Vrindaban möglich. An anderen Orten wäre es verkehrt — hier ist es richtig so.« Eines Tages kam er mit einer Handvoll Fragebogen. Er hatte in der Zeitung einen Bibelkurs ausgeschrieben gesehen, der ein Abschlußdiplom versprach. Er bekam regelmäßig in einzelnen Heftchen das Neue Testament und die Fragebogen, die er ausgefüllt zurückschicken mußte. Ich sollte seine Antworten überprüfen. Ob ihm die Evangelien gefielen, wollte ich wissen. Er verstehe das meiste nicht — das sei kein Hindi. Es war zwar Hindi, aber nicht die Sprache, die er in seinen eigenen religiösen Büchern fand. Dazu kamen die vielen Fremdwörter, die nicht genügend erklärt waren. Ob die christliche Religion ihn interessiere? Nein, er wolle nur das Diplom haben. Und die Bibel war kostenlos. Er ist freundlich, hilfsbereit und sauber, fastet streng an allen Vaischnava-Fasttagen und hat von seinen Mitschülern den Spitznamen »Babaji«, was etwa »Mönchlein« bedeutet.

Ein alter Brahmane kam, halbverhungert und mit einem winzigen Fetzen Tuch zwischen den Beinen. Er sei aus der Familie ausgestoßen worden und wolle gegen Essen jede Arbeit tun. Obwohl man niemanden dazu brauchte, gab man ihm die Teller zu waschen und ließ ihn die Zimmer kehren. Er machte es gründlich: Die Teller leckte er mit der Zunge ab, dann spülte er nach. Dabei sprach er ständig vor sich hin: »Die da sind Mlecchas,

und ich bin ein Brahmane. Aber jetzt bin ich ein Diener, ein Diener . . .« Obwohl man ihm auch einen Teller gegeben hatte, zog er es vor, zusammen mit den Hunden aus einer rostigen Blechbüchse zu essen. Er konnte nie genug bekommen und kratzte auch die Reste von unseren Tellern zusammen. Als er wieder etwas zu Kräften gekommen war, hatte er jeden Tag Streit mit dem Koch. Er beschimpfte ihn mit den schmutzigsten Ausdrücken, warf den ersten besten Gegenstand, den er in der Küche finden konnte, nach ihm. Wenn er auf mein Zimmer kam, machte er eine volle Prostration vor dem Kruzifix. Gelegentlich stellte er sich ein paar Minuten davor, die Arme ausgestreckt wie der Gekreuzigte. Er wollte das Kreuz auch täglich baden, wie die Vaischnavas es mit ihren Murtis tun. Eines Tages brachte er ein paar Handvoll Blüten und legte sie unter das Kreuz. Es war der 14. September, das Fest Kreuzerhöhung. Besonderen Respekt hatte er vor dem Talar. Wenn er im Zimmer einen meiner Talare hängen sah, machte er seine Verneigungen davor und steckte Blumen daran. Wie viele Talare ich habe, wollte er wissen — ich solle ihm einen geben. Als ein Freund von einer anderen Missionsgesellschaft in Benares auf Besuch kam, bewunderte der Alte das Kreuz auf dessen Brust. Am nächsten Morgen hatte er sich an Stelle der Vaischnavasymbole mit weißem Gopicanda je drei weiße Kreuze auf Brust und Stirn gemalt. Es gebe vier Arten von Leuten, die beten, sagte er: Die einen beten, daß Gott ihren Reichtum erhalte. Die anderen, daß ihnen Gott Reichtum gebe. Besser seien die, die nur um den Himmel bitten; am besten aber diejenigen, die Reichtum weder haben noch haben

wollen, die auch nicht um den Himmel bitten, sondern Gott um Gottes willen dienen. Zu diesen gehöre er. — Eines Tages wurde er weggeschickt, nachdem er mit dem Koch wieder ein längeres Scharmützel ausgefochten hatte.

Ein paar Studenten, die schon öfter gekommen waren, um etwas über Europa zu erfahren, brachten eines Tages einen ihrer Bekannten mit — einen Kaufmann aus Kanpur, schwerreich, wie sie mir sagten, und am Christentum interessiert. Die erste Frage war, ob Christus ein Mann oder eine Frau gewesen sei. Als ich »ein Mann« sagte, war das Interesse schon wesentlich abgekühlt. Ein Bild der Madonna mit dem Kind an der Wand hielt er für ein Foto meiner Frau. Er wollte nicht glauben, daß ich nicht verheiratet sei. Wenn ich tatsächlich noch ledig sei, meinte er schließlich, müsse ich ein Mädchen aus Bengalen heiraten. Er wisse ein gutes, schönes Mädchen für mich.

Einer der Kollegen am Institut war ein angesehener emeritierter Philosophieprofessor. Er war schon über siebzig, hatte aber noch reges Interesse an der Philosophie und las mit großem Eifer die neuesten Erscheinungen der anglo-amerikanischen sprach-analytischen Philosophie. Er kam fast täglich, um mit mir seine philosophischen Privatdiskussionen zu haben. »Wir sind selten einer Meinung«, erklärte er schmunzelnd dem Vice-Chancellor der Universität bei einem Besuch, aber ich sei der einzige hier, mit dem er mit wirklichem Vergnügen über Philosophie diskutiere. Er empfahl mich anderen Kollegen und bat mich um Mitarbeit bei Sammelpublikationen über philosophische Themen. — Einer seiner Studenten sollte ein Referat über »Unsterblichkeit« halten. Er kam

nicht ganz damit zurecht und bat mich um Hilfe. Natürlich war das, worin ich den Studenten vorbereitete, nicht die Meinung des Professors. An dem Nachmittag, an dem das Seminar stattfinden sollte, schickte er einen Boten, der Student sei mit den Vorbereitungen noch nicht fertig. Dann half der Professor selbst. Das Endergebnis war, daß man über individuelle Unsterblichkeit nichts sagen könne, weil man philosophisch nicht beweisen könne, daß es Individuen gibt. Wochenlang diskutierten wir dann privat weiter; ich weiß nicht, ob ich ihn überzeugen konnte, daß Existenz nur erfahren, nicht apriori erwiesen werden kann.

Eines Tages bat er mich, ein Seminar über »Universal-Religion« zu halten. Als ich nach einer Übersicht und kritischen Analyse der verschiedenen großen und kleinen Religionen, die sich für universal halten, anfang, einige wesentliche Paulustexte zu zitieren, um darzutun, warum und in welchem Sinne sich das Christentum als »universale Religion« versteht, wurde er sehr nervös und unterbrach mich ständig: »Das verstehe ich nicht, das verstehe ich nicht.« Die Diskussion endete dann in dem Problem, warum die Arier von links nach rechts schreiben und die Semiten von rechts nach links. Ein Swami löste das Problem. Die Ur-menschheit habe sich in Persien befunden — von dort wanderten die Arier nach rechts, die Semiten nach links...

Ein jovialer dicker Polizeibeamter rief mir mitten auf der Straße ein lautes »buon giorno« zu. Er ließ die Rikscha halten, um mit mir zu sprechen. Er erzählte mir von seiner Teilnahme am Italienfeldzug und daß er nun hier der Polizeichef sei. Leutselig erkundigte er sich, ob ich wohl diese

ständige vegetarische Diät aushalte, ob ich nicht jagen oder angeln wolle; es gebe Wild und Fische hier in der Gegend. Ich lehnte ab — ich sei für ›ahimsa‹, für Nicht-Töten, und finde die vegetarische Diät ausgezeichnet. Später erfuhr ich dann, daß er ein paar Jahre früher einen europäischen Arzt auf diese Weise hereingelegt hatte: Er lud ihn zum Jagen ein und erzählte ihm nach vollbrachter Tat, daß Jagen hier verboten sei und er nun fünftausend Rupien Strafe zahlen müsse.

Ein großgewachsener Mann im safranfarbenen Kleid kam auf Besuch. Er stellte sich vor als ›Editor-in-Chief‹ des ›Hindustan Forward‹ — ›A Local Intellectual's Publication‹, wie man im Untertitel lesen konnte. Der Hindustan Forward erscheint in unregelmäßigen Abständen und bringt regelmäßig mehrere Fotos vom ›Editor-in-Chief‹ und einen längeren Artikel über ihn, in dem er als der größte Redner dieses Jahrhunderts, als Yogi und Intellektueller gepriesen wird. Ebenso regelmäßig kommen die massivsten Ausfälle gegen die Regierung, so böseartig, daß man es gar nicht wiedergeben kann. Der ›Editor-in-Chief‹ trug die Mönchskleidung, war aber verheiratet und lebte mit seiner Frau und seinen fünf Kindern zusammen. Er war als Prediger in der Türkei gewesen und führte mich nun in der ortsansässigen Arya Samaj Gurukul, die ›Seminarschule‹, ein. Er empfahl mir Savarkars ›Hindutva‹ als das Beste, das über Hinduismus geschrieben worden sei. Savarkar war der Hauptideologe der Hindu Mahasabha, der extremsten radikalen Hindugruppe, die es gibt. Ich solle an Stelle des weißen Talars auch die indische Mönchskleidung tragen — die Leute würden mich ›anbeten‹. Er wollte mich auch

in sein Yoga einführen und erwähnte eine Reihe hochstehender Leute, die von ihm lernten. Es war ein Yoga, mit dem ich nichts zu tun haben wollte — es ist widerlich, darüber nur zu reden oder zu schreiben. Er wußte haarsträubende Geschichten über die moralische Verkommenheit der Vaischnava Swamis, von denen jeder mehrere ›Sadhinis‹ habe, und er erzählte, man habe ihn schon umbringen wollen, weil er einmal öffentlich die Wahrheit über einen berühmten Swami gesagt habe. Er wußte auch, daß es hier eine Gruppe von Sadhus gab, die für fünf Rupien jeden Mord auf Bestellung ausführen würden. Er las mir aus der Hand eine große Zukunft voraus und wollte zwölf Rupien und mein Foto, um im ›Hindustan Forward‹ für mich Reklame zu machen. Ich lehnte dankend ab . . .

Das sind die Äußerlichkeiten im Alltag des Dialogs — die größte Zeit und die meiste Mühe jedoch beansprucht das unerläßliche Studium. Es ist sicher eine härtere Askese als vieles, das in den alten Heiligenlegenden beschrieben ist. Man sieht keinen Erfolg — auch keinen geistlichen. Und trotzdem muß es geschehen. Wenn man nur die Oberfläche sieht, wie gewisse Touristen und Journalisten, könnte man den ganzen Hinduismus als Aberglauben und Unsinn abtun. Aber die Oberfläche trägt — es liegt sehr viel echtes Gold im Grund, wenn man nur einmal zu graben anfängt. Und dieses Gold zu heben, ist unsere Aufgabe. ›Dialog‹ ist nicht nur Registrierung eines jeden sichtbaren Phänomens — Dialog ist selbst schöpferisch, entbindet das Tiefste im Menschen. Im Dialog erfährt der Hindu selbst erst, was Hinduismus ist, und der Christ, was Christentum ist.

Ebenso wichtig wie der ›äußere‹ Dialog, die Begegnung mit dem Nicht-Christen im Gespräch, ist der ›innere‹ Dialog, die Auseinandersetzung mit dem Wesen des Hinduismus in unserem eigenen Herzen. Dort fallen die Entscheidungen, dort bilden sich neue Einsichten.

Wer einmal verstanden hat, um was es beim Dialog geht, wird nichts mehr von den akademischen Spielereien einer vergleichenden Religionswissenschaft wissen wollen, die sich gebärdet, als stünde sie über allen Religionen. Er wird auch nichts mehr von einer gewissen Art Theologie wissen wollen, die ›voraussetzungslos‹ arbeitet und sich in einem Manipulieren von Definitionen und Formeln gefällt und den Menschen ausklammert, um den es geht. Er wird immer mehr in das hineingezogen, was man ›Spiritualität‹ nennt: das wirkliche Leben des Geistes. Ich wollte einen berühmten Mann in Benares sehen — einen scharfsinnigen Philosophen, der von vielen als unbarmherziger Kritiker der christlichen Theologie gefürchtet wurde. Ich hatte meine eigenen Gründe dafür, daß ich ihn aufsuchte. Er war höflich, lud mich zum Tee ein und ging dann zum Angriff über. Ich ließ ihn ausreden, ohne etwas zu sagen. Dann begann ich von den Dingen zu reden, die mir im Dialog aufgegangen waren — durchaus ›christlich‹. Wir kamen in ein echtes, gutes, tiefes Gespräch. Er hatte die Absicht gehabt, mich nach zehn Minuten wegzuschicken. Als ich nach zwei Stunden ging, hatte er Tränen in den Augen: »Wenn wir auf unseren Theologien bestünden — Sie als Christ, ich als Hindu —, müßten wir uns bekämpfen. Wir haben uns gefunden, weil wir tiefer gingen, zur Spiritualität.«

Es war weder Romantik noch Unüberlegtheit gewesen, auch keine Kreuzfahrergesinnung und keine wilde Verzweiflung an Europa, sondern die Frucht vieler Überlegungen, jahrelanger Studien, zahlreicher Gespräche und, wie er hoffte, auch einer wirklichen Berufung. Auch das Studium der Theologie hatte nichts Wesentliches an diesem Glauben zerbrochen, und die konkreten Erfahrungen mit solchen, die sich für direkte Vertreter Gottes hielten, hatten nur bewirkt, daß er sich ganz für das Reich Gottes entschied und den Menschen gegenüber kritisch wurde, besonders wenn sie mit totalitären Ansprüchen auftraten. Das unbestimmte Gefühl, irgendwie nicht in der Wirklichkeit zu stehen, und die Sinnlosigkeit eines großen Teils der Routine waren lediglich situationsbedingt — die Wirklichkeit stand noch bevor. Oder hatte sie schon begonnen? Er hatte wenig Illusionen — zu wenige, nach Ansicht vieler. Er war als Kind in der Kriegs- und Nachkriegszeit aufgewachsen und hatte damals schon gesehen, daß Menschen sehr böse sein können. Und auch sehr gut.

Als er zum erstenmal die Tempeltürme der Stadt auftauchen sah, in der für ihn die Wirklichkeit der Begegnung sich ereignen sollte, freute er sich; er freute sich auch über die gelb-roten Sadhus, die Mönche mit ihren Kumbhas, den Wassergefäßen. Er hielt nicht viel von Komfort und sogenanntem Lebensstandard, und so machte es ihm gar nichts aus, daß die meisten Leute arm waren und er auch genauso leben würde wie diese Leute.

Seine erste Messe in seinem kleinen Zimmer war

auch die erste Messe, die in dieser Stadt überhaupt gefeiert wurde. Es war die heilige Stadt Krischnas, und ein Lokalgesetz besagte, daß man sich durch jede Missionstätigkeit und die Errichtung irgendwelcher christlicher Gotteshäuser strafbar machte. Niemand hatte vor ihm hier die Eucharistie gefeiert, und niemand würde wohl für lange Zeit mit ihm hier die Eucharistie feiern. Er glaubte an die Gemeinschaft der Gläubigen, unabhängig von der physischen Nähe. Er dachte an seine Freunde, die in Christus mit ihm verbunden waren. Es war heiß — er hatte die Hitze gern, und er war bereit, die Wirklichkeit anzunehmen, wie sie war.

Die äußeren Ereignisse waren kaum erwähnenswert. Das Leben in dem kleinen Städtchen ging weiter wie wohl seit mehreren Jahrhunderten. Die Stadt lebte für Krischna — Krischna war das Hauptereignis hier: seine Feste, seine Ideen, seine Freunde, seine Partei. Die großen Ereignisse des Weltgeschehens berührten ihn gar nicht. Manchmal kam es ihm so vor, als ob es eine ganz andere Welt sei als die, in der er aufgewachsen war — als ob es nur die Ausgeburt einer Fieberphantasie sei, die in den Zeitungen von Atombomben und Kriegen, von gigantischer Industrie und politischen Machtblöcken schrieb. Monatelang las er gar keine Zeitung mehr — die Welt hier ließ sich viel besser verstehen, wenn man das heilige Bhagavata Purana las, das uralte Mahabharata und Ramayana, wenn man zu Satsangs ging und sich mit guten weisen Swamis über Gott und Welt unterhielt — so wie es vor Jahrhunderten andere hier getan hatten.

Wie seltsam nun so manches klang, was in den frommen Blättchen stand, wie lächerlich er nun so

vieles fand, worüber er sich früher mächtig gärgert hatte, wie unwichtig so vieles war, wofür andere glaubten, kämpfen zu müssen.

Nicht, daß er früher sehr oberflächlich gewesen wäre, aber er entdeckte doch nun erst die Wirklichkeit des eigenen Innern — die eigentliche Wirklichkeit. Er lernte zu verstehen, was die Gurus als ›Maya‹ bezeichneten, die Unwirklichkeit all dessen, was nicht ewig ist. Die Unwirklichkeit so vieler frommer und patriotischer Phrasen, die Unwirklichkeit so vieler Einrichtungen, die Unwirklichkeit so vieler Ansprüche.

Und er entdeckte, daß hier die eigentliche Auseinandersetzung stattfand, daß diese Wirklichkeit keine glatte, lackierte Oberfläche hatte, sondern daß sie in Bewegung war — im Kampf. Daß geistige Kämpfe bevorstanden, von denen er früher nichts gewußt hatte, daß er nun allmählich verstand, was er oft gelesen hatte, daß unser Kampf nicht gegen Fleisch und Blut geht, sondern gegen die Mächte und Gewalten in den Lüften . . .

Man muß ›klug‹ sein, selbstverständlich. Niemand kompromittiert sich, niemand bringt sich in Gefahr, niemand sagt die Wahrheit. Jeder spricht in Schablonen und Tagesparolen und hält sich für mutig, wenn er unter seinesgleichen eine Meinung äußert, die nicht von allen akzeptiert wird. Jeder denkt an sich, an sein Prestige, sein Geld . . . Die Wahrheit muß erlitten werden. Und die Wahrheit fordert heraus. Man muß sich der Wahrheit stellen — die Wahrheit ist wie ein mächtiges Rad, das, einmal in Bewegung gesetzt, den, der die Bewegung nicht mitmacht, erschlägt. Die Wahrheit ist seltsamerweise nie angenehm. Und diese Herausforderung der Wahrheit in sich selbst fand er

als das Wesen der Begegnung. Er griff nie jemanden an — aber der Kampf war da. Von all den vielen gelehrten Abhandlungen über ›Dialog‹ und ›Begegnung‹, die die Schultheologen aus sicherer Entfernung schrieben, um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, gewann er nichts. Dialog war anders — ganz anders.

Dialog war nicht einfach ein Reden über Religion — das ist sehr oft reines Geschwätz, Eitelkeit, Selbstverhimmelung. Dialog war auch nicht ›Religionsvergleichung‹ von Fachleuten. Religionsvergleichung ist nur so lange interessant, als man noch nicht verstanden hat, um was es in der Religion geht. Vergleichen kann man nur das, was an der Oberfläche liegt — Maya. Der wirkliche Dialog findet in einer letzten, personalen Tiefe statt; es muß gar kein Sprechen über Religion sein. Aber *eines* zeichnet den wirklichen Dialog aus: die Herausforderung. Dialog fordert beide Partner heraus — führt sie heraus aus der Sicherheit ihrer eigenen Gefängnisse, die ihnen ihre Philosophie und Theologie gebaut haben, stellt sie hin vor die Wirklichkeit — vor die Wahrheit: eine Wahrheit, die man nicht schwarz auf weiß nach Hause tragen kann, eine Wahrheit, die man nicht in Bibliotheken verstauben lassen kann, eine Wahrheit, die das Ganze fordert. Diese Wahrheit stand da in so manchem echtem Dialog; nie zuvor kam er sich so klein vor, so hilflos, so inadäquat. Ganz plötzlich lag das Seichte all der religiösen Routine entblößt, die Kompromisse mit der Welt, das wesentlich Unchristliche so vieler Dinge, die den Namen Christi trugen. Ganz plötzlich wurde ihm bewußt, daß auch er sich zu ›bekehren‹ hatte, daß er nicht als Fordernder vor den Nächsten hintre-

ten konnte, sondern daß sie gemeinsam Gott um Gnade zu bitten hatten. Wenn Dialog ernsthaft gemeint ist, muß das Christentum tief ehrlich und aufrichtig sein — anders als es ist. Ihm ging auf, daß die ausgebliebene ›Bekehrung‹ der Völker nicht in erster Linie deren Verstocktheit zuzuschreiben war, sondern dem Mangel an Bekehrung bei denen, die sich selbst senden. Ihm ging auf, wie gefährlich es war, die Kirche mit Mauern zu umgeben und nur das zu betrachten, was innerhalb der Mauern lag — die kleinlichen Tüfteleien derer, die ›drinnen‹ sind, als integrale Teile der Heilsökonomie Gottes zu verstehen, die politischen Meinungen von Kirchenleuten als Offenbarung anzusehen . . . Dialog in der Tiefe zerschlägt die Selbstsicherheit derer, die sich als Besitzer der alleinigen und ganzen Wahrheit betrachten. Wahrheit muß man suchen, um sie zu haben — das Gottesreich ist am Kommen, und nur wer auf dem Wege ist, wird es erreichen.

Wie seltsam leer und flach doch die Bücher derer nun anmuten, die über die Religionen anderer Menschen schrieben, als ob es sich um ein Museum oder eine grammatikalische Übung handelte. Wie wenig doch die von Christus verstanden, die glaubten, er sei von den Vorschriften und Ansichten von Menschen abhängig, die ihn einsperren wollten in ein Verlies von Formeln und Verboten. Wie überraschend doch Christus sich offenbarte, in so manchem Gespräch, in so manchem Kampf — und wie sehr doch auch sein Widersacher lebendig war, der, über den die Theoretiker des Dialogs nur lächeln, wenn sie ihn nicht ganz vergessen. Wie wenig der echte Dialog doch von unseren philosophischen Systemen abhängt — wie unge-

mein persönlich doch all das ist, was Gott tut. Und wie sehr man im Dialog erfährt, daß Gott jeden Menschen liebt, um jeden Menschen sorgt, jeden Menschen führt. Wie sehr man im Dialog auch der Sünde des Menschen gewahr wird — des Vergessens Gottes, des Widerstandes gegen seine Führung, des Hasses . . .

Wie wenig doch die Theologie den Menschen kennt — sie beschäftigt sich mit Begriffen und Worten, nicht mit dem WORT. Wie arrogant doch so vieles klingt, was zum Thema »Heil der Ungläubigen« geschrieben wurde — wie unchristlich doch so vieles ist, was über den Satz »außerhalb der Kirche kein Heil« produziert wird. Welch ein Monstrum man doch aus Gott gemacht hat . . .

Dialog war für unseren Theologen nicht eine Taktik, um Kirchenmitglieder zu gewinnen, weil andere Methoden nicht zum Ziele führten. Dialog war für ihn die Gegenwart Christi, das Leben der Kirche, seine Berufung. Ehe er reden durfte, mußte er hören — auf Gott, auch in der Form, in der er zu ihm aus dem Partner sprach.

Dieses Hören war viel, viel schwerer, als er es sich vorgestellt hatte. Der Partner hatte viel mehr nachgedacht, besaß ein viel größeres Wissen, eine viel subtilere Art zu denken, eine uralte Kultur und Tradition — und von alledem mußte er vieles lernen, um den Partner verstehen zu können. Und er verstand, daß Lernen eine sehr echte Form der Liebe sein kann — daß ohne diese Form der Liebe das Reden ein leeres Geklingel war, das Geben eine Taktik, das Sichselbstverzehren ein Nichts. Keine psychologischen Tricks waren notwendig, keine rhetorischen Mätzchen — sondern Substanz, Ehrlichkeit, Suchen, Tiefe, Respekt vor

der Freiheit des Mitmenschen, Ernsthaftigkeit des Bemühens.

Er hatte geglaubt, all das sei selbstverständlich für diejenigen, die sich schon viele Jahre bemühten, die Botschaft zu künden. Es war nicht selbstverständlich. Für die meisten war es Spinnerei, unpraktisch, Zeitverschwendung . . .

Doch er war nicht allein. Menschen, die ähnliche Erfahrungen gemacht hatten, Menschen, denen aufgegangen war, daß das Reich Gottes im Innern ist, fanden sich, fast wie durch Zufall, zusammen. Eine Handvoll, eine kleine Schar . . . aber genug, um Halt zu haben.

Diese Menschen bildeten keine Sekte — sie gehörten zu verschiedenen Gruppen der Kirche. Manche rangen noch um Christus — manche von ihnen brachten es nicht fertig, sich einer organisierten Kirche anzuschließen, auch wenn sie in ihrem Herzen glaubten und sich taufen ließen.

Man fand sich zusammen, um Christus zu suchen in den heiligen Schriften Indiens, in den Begegnungen mit den Menschen dieses Landes, in der Bibel. Und es war *ein* Christus, *ein* Herr aller . . . Nicht der kleine Christus der Sekten, sondern der große Christus, der jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt. Der Christus, der Gnade und Gericht ist für den Menschen, dem er begegnet.

»Selig die Armen . . . selig, die Verfolgung leiden . . .« Die Bitterkeit der Seligkeiten blieb ihm nicht erspart. Sie bleibt keinem erspart, der Ihn ernst nimmt. Mit ganz neuen Augen las er die Evangelien. Er brauchte keine formgeschichtliche Methode dazu und auch keine Entmythologisierung. Das Leben selbst war die sicherste Entmy-

thologisierung — nicht ein Leben in theologischen Laboratorien, sondern in der Wirklichkeit dieses Mythos, der hier lebte. Wir entmythologisieren, weil wir nichts wissen — wir glauben, daß unsere Ignoranz alles ist . . .

Ein freundlicher Theologe fragte besorgt an, wie es um seinen Glauben stehe, nach einer so langen Zeit in einer unchristlichen Umgebung . . . Was der Mann wohl unter Glauben verstand? Seine Buchweisheit? War Glauben nicht mehr?

Er hatte es früher als anstößig empfunden, daß Gandhi sein eigenes Leben ein »Experiment mit Gott« genannt hatte. Als ob man mit Gott experimentieren könne . . . Ebenso anstößig würde der freundliche Theologe sein »Experiment im Glauben« finden. Man kann mit dem Glauben nicht experimentieren. Gott »experimentiert« mit uns. Unser Glaube fordert uns heraus, diesen Glauben zu wagen. Solange wir nicht bereit sind, unser eigenes Bei-Christus-Sein für die Brüder dranzugeben, wissen wir nicht, was Glaube ist. Ehe wir nicht am Grunde unseres eigenen Nichts angekommen sind, wissen wir nicht, wer Christus ist.

FÜR WEN HALTEN DIE LEUTE
DEN MENSCHENSOHN?

Die Frömmsten unter den Hindus nennen ihn eine »Inkarnation« — einen der Avataras von Vischnu, so wie Rama, Krischna oder Chaitanya. Andere verehren ihn als großen Lehrer der Recht-schaffenheit, als Heiligen, dessen Selbstlosigkeit und Opfergeist für die Menschen vorbildhaft sind. Wieder andere betrachten ihn als großen Wunder-täter, so wie die Yogis in grauen Vorzeiten, oder wie Ramakrischna oder Sai Baba heute. In vielen Hinduwohnungen und auch in manchen Hindu-tempeln kann man ein Bild von Jesus sehen — meistens ein Herz-Jesu-Bild italienischer Herkunft —, und so mancher Guru illustriert sein Upadesha, seine religiöse Unterweisung, mit Parabeln aus dem Neuen Testament und Begebenheiten aus dem Leben christlicher Heiliger.

Und was sagen wir den Hindus über Christus? Sie hätten ihn mißverstanden, akzeptierten nicht seine Einzigkeit, auf der wir bestehen, leugneten seine Heilsnotwendigkeit?

Sie haben genau das verstanden, was wir ihnen sagten: Wir sagten ihnen, daß er »Sohn Gottes« sei. Der Ausdruck ist dem Hindu geläufig — bevor es ein Christentum gab, kannte man in Indien Epen über »Söhne Gottes« — Bhima, Arjuna, Dutzende von Heroen stammen ab von Schiwa, Brahma oder Vischnu —, jeder von ihnen ist »Sohn Gottes«. Und für einen Großteil der Hindus, für diejenigen, die dem Advaita Vedanta folgen, ist Gott eine vorläufige Größe — es gibt so viele »Gotte« wie es Schöpfungen gibt, unendlich viele. Ein »Christus Sohn Gottes« gehört zur Schöpfung.

Viele Gespräche, Mißverständnisse, Paradoxe und Überlegungen ließen einige Einsichten reifen — ließen mich ahnen, wo das indische Christusproblem liegt, wo Indien Christus begegnet.

Ich verstand, daß eine wörtliche Übersetzung weder der Evangelien noch der christologischen Dogmen keinerlei Zugang zu Christus verschafft für den, der in der indischen Tradition aufgewachsen ist. Die Evangelien setzen die Religion Israels als Hintergrund voraus — die christologischen Dogmen setzen die griechische Philosophie und deren Probleme voraus.

Das große Anliegen Indiens ist ›Brahmavidya‹: Erkenntnis des Höchsten, Einigung mit dem Absoluten. Götter sind vorläufig — Theologien sind nur Hilfskonstruktionen, um die Vorbedingungen zu einer alles umfassenden Erfahrung zu schaffen. Liegt das Anliegen Christi nicht auch auf dieser Ebene? »Daß sie Dich, Vater, erkennen, und den Du gesandt hast.« Christus brachte keine neue Theologie, keine neue Theorie über Gott. Er brachte nicht einmal ›Offenbarung‹ in einem formulierten Sinne — er *ist* die Offenbarung Gottes. Aber nicht sichtbar für die, die nur fleischliche Augen haben, nicht hörbar für die, die nur leibliche Ohren haben. ›Gott ist Geist‹ — ›Der Herr Jesus ist der Geist‹. Indien braucht vorläufig keine neuen Dogmen über die Natur und die Person Christi — Indien sucht das Christuserlebnis in der Tiefe: Erfahrung der Wirklichkeit. Dogmen werden notwendig, sobald falsche Dogmen formuliert wurden. Nicht vorher. Nur Gnade gibt Heil. Gnade vom lebendigen, wirklichen Christus, der viel größer ist als menschliche Begriffe. Um Christus ›wissen‹ bedeutet in der Sprache der Schrift viel

mehr, als die Kategorien griechischer Metaphysik auf einige Aspekte der Erscheinung Christi anzuwenden. Christus ist kein philosophisches Problem — Christus ist Heilsmysterium.

Christus kommt ohne die Kategorien der griechischen Philosophie aus — Christus kommt aus den Tiefen der Gottheit, er ist der, durch den und in dem und auf den hin alles geschaffen wurde. Auch Indien. Auch der indische Geist. Indien ist auf der Suche nach Christus, wenn es Brahman sucht — nicht auf der Suche nach westlicher Theologie.

Die Relativität und Beschränktheit westlicher Theologie gehen einem erst auf, wenn man tief in eine andere Art Theologie hineintaucht und überraschende neue Erkenntnisse gewinnt. Und auch dort findet man Christus.

Die großen Religionen beginnen nie mit einem Beweis für die Existenz Gottes. Diese setzen sie voraus als die einzige absolut gesicherte Wahrheit. Die Existenz und Wirklichkeit der anderen Dinge müssen bewiesen werden, nicht das Dasein Gottes. Religion beginnt mit existentieller Erfahrung. Begriffe kommen später — sie berühren nur das Allgemeine, Abstrakte, Gewesene. Die vorbegriffliche, konkrete, existentielle und gegenwärtige Erfahrung ist abhängig von einer ›Haltung‹. Wenn die rechte Einstellung vorhanden ist, erfolgt die rechte Erfahrung. Diese existentielle Erfahrung ist unwiderrufbar — sie wird Teil des Wesens des Menschen.

Welches ist diese ›christliche Grundhaltung‹? Das ist ein Teil der indischen Christusfrage, weil sie notwendig ist, um das Mysterium Christi zu erleben. »Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit . . .« Das ›Reich Gottes‹ war die

große Leidenschaft Christi — Christus ›erklärt‹ es nie. Er ruft, er fordert ›sein Eigentum‹. Er diskutiert nicht, sondern verkündet es — in Gleichnissen, damit ›sie hören und doch nicht verstehen‹. Dieser Anruf von Person zu Person, dem als Antwort die ›Nachfolge‹ entspricht, bringt die Umwandlung des Menschen herbei — ist die wahre ›Bekehrung‹. Je mehr ich vom Hinduismus lernete, um so erstaunter war ich, daß unsere Theologie eigentlich dem Hindu nichts wesentlich Neues bietet — ja daß wirklich viele Probleme von den Hindu-Scholastikern viel subtiler und ausführlicher behandelt worden waren, als dies unsere christlichen Scholastiker taten. Und doch: Selbst wenn wir finden sollten, daß die Evangelien inhaltlich und theologisch gar nichts ›Neues‹ sagen, so wäre die ›Berufung‹ des Christen doch genau so sinnvoll — sie ist absolut neu und originell auf der existentiellen Ebene — als Gotteserfahrung. In vielen Stücken ist sie ein fast genaues Gegenstück zur vedantischen Realisierung des Brahman. Und das ist der Ansatzpunkt: Wir brauchen zur Verkündigung Christi in Indien keine griechische Philosophie, keine westliche Wissenschaft. Wir müssen den ›Ruf‹ Christi hörbar machen in den Worten und Strukturen des indischen Denkens. Die ›Suche nach dem Reiche Gottes‹ ist in sich schon ›Gnade‹, identisch mit dem ›Glauben‹ des Paulus und der ›Liebe‹ des Johannes. Es ist das Erwachen des verborgenen Logos in jedem Menschen, die Verwirklichung des dem Menschen innewohnenden Gottsuchens — es ist die Manifestation Christi selbst als die jedes Wesen durchdringende Bewegung ›auf Gott hin‹. Ihre Formulierung und Ausdrucksweise hängen von kulturellen

und geschichtlichen Gegebenheiten ab. Die neutestamentlichen Ausdrücke setzen das Alte Testament voraus — die westliche christliche Theologie setzt die griechische Philosophie voraus. Christus selbst setzt nur ›sein Eigentum‹ voraus.

Im Hinduismus gibt es viele Schulen und Sekten. Um einem Hindu klarzumachen, was es heißt, das ›Reich Gottes zu suchen‹, müssen wir in seine Gedankenwelt eindringen. ›Ram Rajya‹ ist die wörtliche Übersetzung von Reich Gottes — seine Bedeutung wird in Indien von einer politischen, fanatischen Hindupartei monopolisiert. Ein politisches ›Gottesreich‹ — nicht das Reich Gottes, für das Christus stirbt.

Wenn wir die Christuserkenntnis in die Tiefe der Brahmailydia verlegen, geht uns auf, daß im wesentlichen die Vorbedingungen, die die indischen Theologen für die Erlangung der Brahmailydia aufstellen, eine Vorstufe der Christuserkenntnis sind: Christus, der nicht einer von vielen Lehrern und Parabelerzählern ist, sondern ein Christus, der Logos Gottes ist. Für Shankara, den Advaita-Theologen, sind die Vorbedingungen für die Erlangung der Brahmailydia: Unterscheidung zwischen Sein und Schein, Verzicht auf allen zeitlichen Genuß, Selbstbeherrschung und Ruhe und untadeliges Leben und Verlangen nach letzter Freiheit. Die Leidenschaftslosigkeit des Verzichtes ist die höchste Vorbedingung für die höchste Leidenschaft nach der endgültigen ›Freiheit‹.

Ramanuja, der Vischishtadvaitin, verlangt, daß der Mensch sich vollständig und vorbehaltlos an Gott ausliefert; das ist die Vorbedingung, um sich der Gnade Gottes, die allein retten kann, würdig zu machen.

Nachdem mir das einmal aufgegangen war, fand ich überall eine Ahnung vom Mysterium Christi — mit ganz neuen Augen las ich die Texte, die äußerlich eine von der westlichen christlichen Theologie so verschiedene Lehre zu beweisen schienen. Christus ist doch viel größer als unser Verstehen — er offenbart sich nicht so plump und primitiv, wie wir uns oft eine ›praeparatio Evangelica‹ vorstellen. Er braucht keine Fälschungen frommer Leute, um den Namen Christi in vorchristliche Schriften einzuschmuggeln, er war mit der Menschheit von Anbeginn, er kennt alle Sprachen und leitet alle Herzen, er hat viele Namen, die wir nicht kennen.

Welchen Namen hat er in Indien? Namengeben, Kategorien bilden, Begriffe formen ist eine der Haupttätigkeiten des menschlichen Geistes. In den Namen ›versteh‹ der Mensch die Wirklichkeit — steht er der Welt als Wissender gegenüber. Ebenso wie die Religionen sich durch ihre vorausgesetzten Grundhaltungen voneinander unterscheiden, so unterscheiden sie sich durch ihre Grundkategorien.

In diesem Bereich der Unterscheidung ist Lehren und Lernen möglich — es ist das Gebiet der echten Theologie. Sie hilft dem Menschen, Grundeinsichten zu klären, zu prüfen, zu vergleichen.

Johannes bestimmt das Wesen des Logos als ›prós-tón-theón‹ — Christus ist jeweils dort gegenwärtig, wo ›Bewegung auf Gott zu‹ ist. Keine andere Kategorie erscheint ihm adäquat: Christus ist nicht ›gut‹ oder ›heilig‹ oder ›groß‹ in dem Sinne, wie diese Worte gewöhnlich gebraucht werden. Er selbst gebraucht immer eine Grundunterscheidung: ›Mein Vater‹ auf der einen Seite —

alles andere auf der anderen Seite. Diese Grundunterscheidung ist die wahrhaft ›christliche‹: Er beurteilt Menschen und Situationen nicht nach dem Urteil anderer Leute oder auf Grund sogenannter objektiver Kriterien, sondern gemäß ihrer Bezogenheit zum Vater. Von dort aus richtet er alles — auch die institutionelle Religion. Um den Weg Christi zu gehen, muß man ›Gott kennen‹.

Ein großer Teil der Hindu-Tradition betrachtet ›viveka‹, Unterscheidung zwischen Ewigem und Nicht-Ewigem, Wirklichem und Unwirklichem, Brahman und Maya, als unumgängliche Voraussetzung für Brahmavidya. Unsere westliche Theologie, wörtlich in Hindu-Begriffe übersetzt, verweist Christus in den Bereich des Nicht-Ewigen, der Maya, des Vorläufigen. Unser enges moralisches Verständnis des Christentums als ›gut‹ im Gegensatz zum ›Schlechten‹ zwingt den Hindu, es unter die Dvandvas, die endlichen Gegensatzpaare innerhalb des Karma, einzuordnen.

Wir müssen klarmachen, daß die ›christliche‹ Unterscheidung ebenso radikal ist wie die zwischen Brahman und Maya: Daß Christus zum Bereich des Brahman gehört. Ohne diese radikale Unterscheidung wäre Religion bedeutungslos, und ihre Ansprüche an den Menschen wären reine poetische Übertreibungen oder ungerechtfertigte Übergriffe. Christuserkenntnis findet statt in der Brahmavidya — nicht in der Erkenntnis von endlichen Dingen.

Wieder war eine Einsicht gewonnen — eine Einsicht von weittragender Bedeutung: Christus kommt nicht als Fremder nach Indien, er kommt in sein Eigentum. Christus kommt nach Indien

nicht von Europa — sondern vom Vater, unmittelbar.

Es wird nie und nirgends möglich sein, das Mysterium Christi — und mit ihm das Wesen des Christentums — vollständig und adäquat in Begriffe zu fassen. Nur weil wir von frühester Kindheit an mit gewissen Begriffen einen christlichen Sinn verbinden, glauben wir, es gebe so etwas wie eine ›christliche Terminologie‹, die ausschließlich und direkt Christus ausdrückt. Wenn wir anfangen, die Begriffe, die die griechischen Christologen gebrauchten, zu ihrem logischen Extrem durchzudenken, geraten wir in Absurditäten und Häresien. Die ersten Christologen waren sich so sehr der Neuheit Christi bewußt und auch des Unnügens aller Begriffe, die ihnen zur Verfügung standen, daß sie es vorzogen, in Paradoxen über Christus zu sprechen. Das Paradox verneint und behauptet beide einander ausschließenden Begriffe. Ein scheinbarer Widerspruch, ist es doch das einzige Mittel, um unser Denken in einen Überstieg hineinzuzwingen. Die Aussage, daß der Logos ›Fleisch‹ wurde, ist ebenso gegen ein spiritualistisches wie gegen ein materialistisches Mißverständnis der Wirklichkeit gerichtet. Christus ist weder die Inkarnation des jüdischen Gottesbegriffes noch die Apotheose der griechischen Idee vom Menschen. Auch in Indien werden wir Paradoxe verwenden müssen, um das Mysterium Christi offenzulegen: Das Paradox ruft eine existentielle Erkenntnis hervor, weil es den Menschen zwingt, über das rein Begriffliche hinauszugehen, vorzustoßen zum Sein, zur *einen* Wirklichkeit, in der kein Widerspruch besteht. Ich versuchte für mich selbst, die einzelnen ›Margas‹, die der Hin-

duismus entwickelt hatte, durchzugehen, sie zu prüfen auf ihre ›Christus-Erkenntnis‹. Das Ergebnis war für mich selbst in mehr als einer Hinsicht überraschend: Ich fand, daß ich von den Einsichten der indischen Weisen lernte, Christus neu zu verstehen — daß ich dort schon entwickelt fand, was ich glaubte, beginnen zu müssen.

Vieles von dem, was die indische Tradition zum Thema ›Wort‹ zu sagen hatte, war eine wunderbare tiefe Illustration dessen, was Johannes in seinem Evangelium vom ›Wort‹ sagt: Jedes endliche Wort, das wir sprechen, ist Teilhabe an dem ewigen ungeschaffenen Urwort, ein Wort, das ewig von Brahman hervorgebracht wird, ja das Brahman selbst ist in der Form des Wortes. »Brahman, ohne Anfang und ohne Ende, das unzerstörbare Wesen des Wortes, manifestiert in den Formen der Dinge, der Ursprung der Schöpfung...« — ein Wort Bhartriharis. Das Thema ›Opfer‹, wie es die Theologen des Karmamargas abhandeln, bietet viele wesentliche Einsichten und oft erstaunliche Parallelen zur Theologie des Hebräerbriefes. Ein vedischer Hymnus erklärt, wie der Puruscha, der Ur-Gott-Mensch, geopfert wird und aus diesem Opfer alles geschaffen ist, das Sichtbare und das Unsichtbare.

Ein gut Teil der Mißverständnisse um Christus und sein Opfer könnte vermieden werden, wenn wir nicht wörtlich die hebräischen Bilder und Begriffe übersetzten, sondern von der Tradition Indiens Gebrauch machten: nicht, um dort stehen zu bleiben, wo sie stehen, sondern um fortzufahren: »Dies ist ein Sinnbild für die gegenwärtige Zeit...« Das Christentum ist eine Religion der Liebe — eine ›Christbhakti‹, sagen die Hindus. Im Zen-

trum der Bhakti der Christen steht Jesus — im Zentrum der Bhakti der Krischnaverhrer steht Krischna, im Zentrum der Bhakti der Ramaverhrer steht Rama. Christus ist nicht identisch mit Krischna und Rama — das wissen auch die Hindus.

Das Ziel der Bhakti ist nicht spekulativ. Der Gott der Bhaktas ist ein Gott, der Teil der menschlichen Geschichte wurde — ihre Puranas sind nicht Legenden und Mythensammlungen, sondern Heilsgeschichte — Beschreibung der Heilstätigkeit Gottes in seinen verschiedenen Herabkünften. Die Puranas behandeln die großen Themen jeder Heilsgeschichte: Schöpfung, Dynastien des Volkes Gottes, Heiligenbiographien, Lebensweisheit und Vorschriften für das moralische und kultische Leben. Wenn wir die Lehren und Themen der Puranas nicht beachten und einfach dem Hindu eine wörtliche Übersetzung unserer Bibel geben, vergrößern wir nur das Mißverständnis, daß das Christentum eine von vielen Bhakti-Sekten ist, Christus einer von vielen Avataras, die Bibel eines von vielen Puranas. Die Erzählungen und Mythen der Puranas haben ihren tieferen Sinn — ihren Christus-Sinn. Bhakti hat eine sehr subtile Terminologie, eine weit verzweigte Theologie. Mir ging auf, wie wenig die christlichen Prediger, die die Bhakti-Terminologie verwendeten, um den Zusammenhang und den Hintergrund wußten.

Das theologische Christusproblem Indiens schien immer zu sein, daß Indien die Einzigkeit und Ausschließlichkeit des Erlösers Jesus Christus nicht anerkennen wollte und immer darauf beharrte, daß es viele Erlöser gab — daß Krischna und Rama und alle anderen Avataras auf gleicher Stu-

fe mit Christus stünden. Das große Ärgernis der christlichen Prediger! Sie hatten es selbst verursacht. Sie führten Christus als ›Avatar‹ ein — als den ›einzig‹ und ›ausschließlichen‹ Avatara. Und das ist für den Hindu barer Unsinn — eine Beschränkung der Freiheit Gottes, der dann, wenn es ihm gefällt, und dort, wo es ihm gefällt, Gestalt annimmt. In der indischen Theologie *müssen* die Avataras viele sein. Wenn Christus ein Avatara ist, kann er nicht der einzige sein!

Ist Christus ein Avatara? Auch eine elementare Kenntnis der Bhakti-Theologie wird sofort zeigen, daß das Christusverständnis der Kirche die Verwendung eines Begriffes wie Avatara ausschließen würde. Wenn die Missionare nur nicht immer das Studieren als überflüssige Zeitverschwendung betrachten würden . . .

Die Bhakti-Theologie hat eine Kategorie für Christus — für die Einzigkeit und Ausschließlichkeit Christi! In der Pancaratra-Theologie von der fünffachen Manifestation Gottes gibt es einen ›Hervorgang‹ vom Höchsten Brahman, der sehr gut das Wesen Christi ausdrückt — und seine Einzigkeit. Auch die anderen Manifestationen lassen sich als sakramentale Gegenwart verstehen, als Innewohnen, als Geist . . . Viele Einzelheiten dieser Theologie sind eine Offenbarung des ›unbekannten Christus‹ — vieles läßt uns Christen auch Christus besser verstehen.

In der theologischen Schule hatten wir viel Zeit damit zugebracht, den Pantheismus zu widerlegen: Eine seiner wichtigsten Abarten war natürlich Vedanta, besonders in der Form des Advaita. Schon damals hatte ich das Gefühl, der Theologieprofessor, der das Thema behandelte, habe nicht

viel — wenn überhaupt etwas — von indischer Philosophie im allgemeinen und Vedanta im besonderen gewußt. Als ich dann Meister Eckehart las — man darf das jetzt auch in Seminarien —, ging mir auf, wie sehr viel tiefer doch ein sogenannter ›Pantheismus‹ sieht als eine brave Schultheologie, die alles beweisen will und die Thesen immer schon an den Anfang der Stunde setzt, damit am Schluß ja das Gewünschte herauskommt. Ich fand Vedanta ausgesprochen anziehend und ich glaube, daß im Advaita wesentliche menschliche Einsichten ausgesprochen sind. Wenn man mit christlichen Priestern in Indien sprach, stellte man fest, daß sie entweder keine Ahnung von Vedanta hatten — oder nichts damit anzufangen wußten: ›Vedanta, das ist doch Pantheismus, siehe Denzinger Nummer soundsoviel . . .

Im Advaita Vedanta werden die Unterscheidung zwischen Brahman und Nicht-Brahman und die Identität von Atman und Brahman absolut gesetzt. Die Sphäre der Sinneserkenntnisse ist in sich vollkommen geschlossen — der Bereich der Brahmanvidya ist absolut transzendent. Brahman kann nicht durch Kausalschluß (›Gottesbeweis‹) oder durch Wahrnehmung erkannt werden, sondern nur durch Identität. Nur Brahman kann Brahman erkennen. Diese Realisierung verlangt vollständige Loslösung von allem Endlichen. Brahman ist nicht einmal entfernt ›wie‹ etwas anderes — Brahman ist nur sich selbst gleich.

Oft fragten mich Hindus, die vom Advaita her kamen, ob es nicht eine esoterische Tradition des Christentums gäbe; die Evangelien, die nur von Dingen des Karmabereiches handeln, deren Höchstes ein Himmel ist, könnten doch nicht alles sein.

Johannes verneint ausdrücklich die Existenz von esoterischen Lehren Christi; er hat alles gesagt, was zu sagen ist, hat den wahren Christus beschrieben.

Johannes selbst hat den ›Adhyatma-Christus‹ aufgezeigt — wenn man sein Evangelium recht zu lesen versteht. Auch das Neue Testament kennt die grundlegende Unterscheidung zwischen dem Bereich des Veränderlichen und des Unveränderlichen, des Scheins und der Wirklichkeit, der Sinneserkenntnis und des Glaubens, des Fleisches und des Geistes. Christus selbst verstand nach der Aussage des Johannes seine Wunder als ›Zeichen‹ — als Maya . . . Auch den Aposteln geht auf, daß er in der Nacht vor seinem Tod »offen und nicht mehr in Gleichnissen spricht«, wenn er ihnen das Mysterium seines Einsseins mit dem Vater offenbart. Dies ist die Adhyatma-Erkenntnis Christi: »Ich bin im Vater, und der Vater ist in mir . . . Ich in meinem Vater und ihr in mir und ich in euch . . .« Die Karma-Wirklichkeit dessen, was gesehen und gehört werden kann vermittelt der Sinne, ist ein ›Verhüllen‹ der Wirklichkeit, Illusion, Maya. Das Sehen der un-geistlichen Menschen ist ein Nicht-Sehen, das Hören der fleischlichen ist ein Nicht-Hören, ihr Glaube ist Selbsttäuschung. Paulus betont ständig, daß die Wirklichkeit Christi eine geistige Wirklichkeit ist — Kyrios ist Pneuma! Der Herr Jesus ist der Geist! Die Mitte der christlichen Botschaft ist eine Wirklichkeit des Geistes. Die Radikalität der christlichen Loslösung von der Welt ist ebenso total wie die Loslösung des Advaitin vom Karma. Jesus sagt, daß wir »ohne ihn nichts tun können«. Paulus sagt, daß »unser wahres Selbst Christus ist,

nicht wir«. Nur der Logos kann die volle Gotteserkenntnis haben; Christuserkennen verlangt eine vollständige Entleerung. — Genau das müßten wir in unserer Verkündigung betonen: Christuserkenntnis ist von der Natur der Brahmadevya, Christus ist nicht einer der puranischen Göttersöhne, die viele sind und begrenzt sind. Christus ist einzig in dem Sinne, in dem Brahman einzig ist — einzig sein muß, nicht in dem Sinne, wie einer unter vielen Avataren eine Vorrangstellung beanspruchen könnte. Christuserkennen verlangt nicht weniger Innerlichkeit als Brahmadevya. Christ werden bedeutet nicht eine äußerliche Applikation von »Heilmitteln«, sondern eine tiefinnerliche »Realisierung«. Christus ist nicht außerhalb Brahmans im Karma-Bereich, sondern im »Herzen Brahmans«, »In der Höhlung des Herzens«. Darum ist die Methode, Christus zu erkennen, die Verwirklichung des Inneren Lebens. . . . Ich bin noch lange nicht am Ende. Ich weiß, daß noch viele verschlossene Tore zu passieren sind, bis die Christuserkenntnis volle Wirklichkeit geworden ist. Aber ich glaube, es ist der Weg. Christus ist nicht ein Begriff, Christus ist nicht ein Gefühl, Christus ist nicht ein religiöser Museumsgegenstand — Christus ist der Logos Gottes: In der Begegnung mit dem Hinduismus ging mir auf, wie Christus dem Hindu begegnet — nicht von außen her, sondern im Inneren seines eigenen Denkens und Glaubens.

Als ich einem Theologieprofessor ein paar Gedanken dieser Art vortrug, meinte er ablehnend: »Wenn wir es so sagen, dann werden die Hindus erwidern: Wozu denn dann noch euer Christen-

tum, wenn wir ohnehin schon Christus in unserer eigenen Religion haben?«

Als ich Hindu dieselben Gedanken vortrug, gestanden sie, daß sie zum erstenmal begriffen hätten, was Christus bedeute — daß sie nun um das Neue des Christentums, um den Anspruch Christi wüßten, daß sie nun verständen.

Meine Erfahrung war, daß die Hindus selbst gewöhnlich etwas ganz anderes sagen, als Leute, die auf Grund von einigem Buchstudium den Hinduismus zu kennen glaubten, von ihnen erwarten. Die meisten Christen, die in einer christlichen Tradition und Kultur aufwuchsen und nie aus der christlichen Umgebung herauskamen, haben den Sinn für das verloren, was das Christentum wirklich von nichtchristlichen Religionen unterscheidet. Das wesentlich Christliche liegt sicher nicht in einer bestimmten Formulierung von Aussagen über Gott.

Ich fragte mich, ob wir nicht Christus einen sehr zweifelhaften Dienst erweisen, wenn wir seine Botschaft verprimitivisieren — wenn wir aus ihm einen Geschichtenerzähler, einen moralisierenden Schulmeister, einen unernsten Schwärmer machen. Verkünden wir wirklich Christus, wenn wir an der Oberfläche einer äußerlichen Religiosität bleiben?

Die griechische Christologie hat das Mysterium Christi nicht ausgeschöpft, sie hat der Kirche geholfen, einige Aspekte Christi besser zu sehen. Auch die indische Weisheit wird das Mysterium Christi nicht ausschöpfen. Aber sie könnte der Kirche in Indien helfen, Christus besser zu verstehen und wirklich verstehen zu lassen: Christuserkenntnis als die Offenbarung des Mysteriums

der Brahmavidya — Christus, die Sehnsucht der ewigen Hügel . . .

Der Autor hat im J. P. Bachem Verlag in Köln eine gründliche Einführung in den Hinduismus veröffentlicht, in seine Lehre, seine Heilswege und seine Philosophie, seine Situation in der Welt von heute und sein Verhältnis zum Christentum.